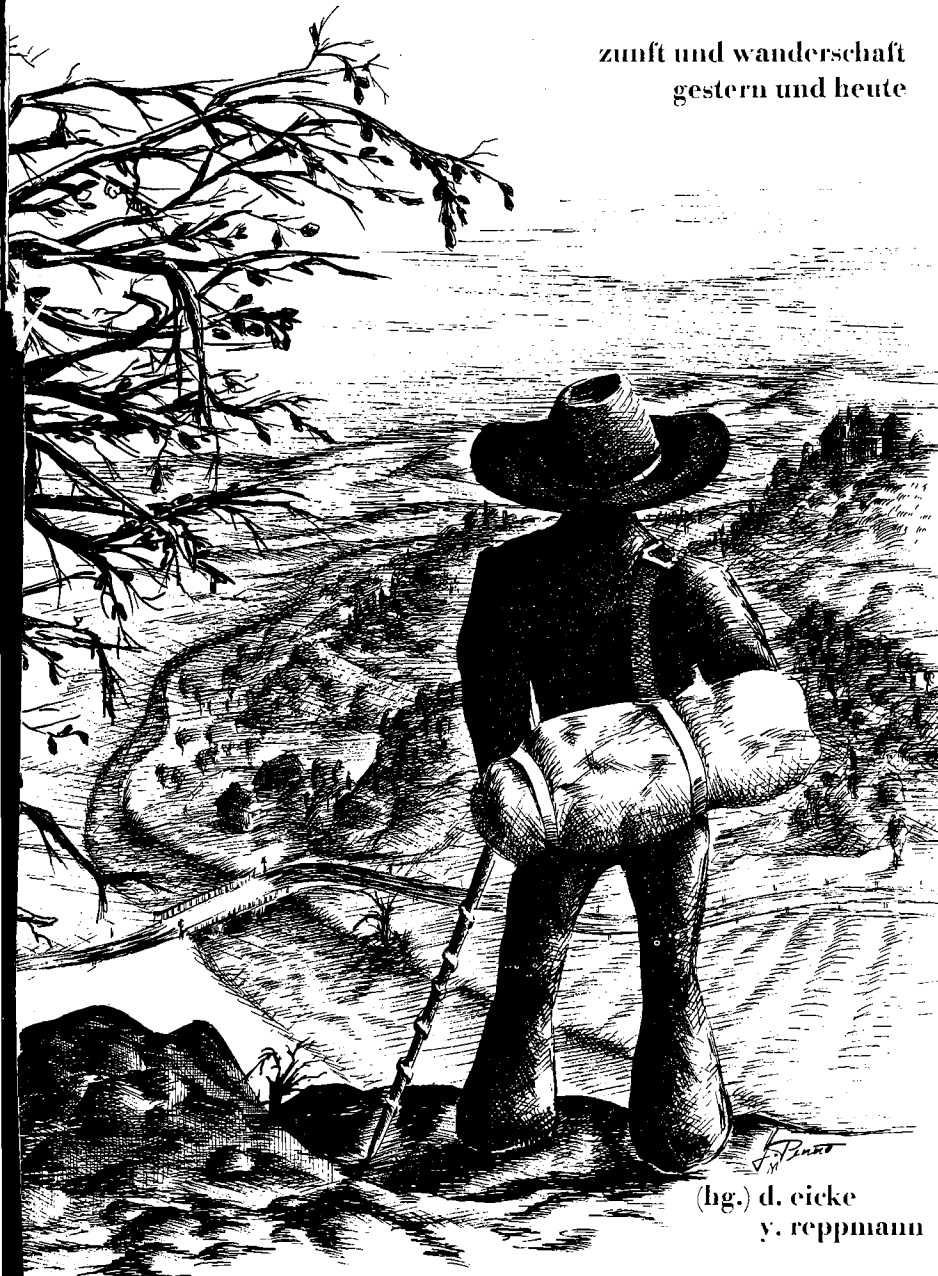


# 3 Jahre und 1 Tag

zuft und wanderschaft  
gestern und heute



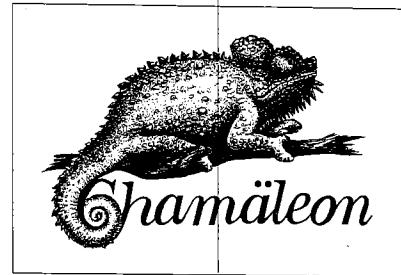
(hg.) d. eicke  
y. reppmann

das leben ist schon eine qual,  
doch nicht für mich, denn ich mach' schmal.



# 3 Jahre und 1 Tag

zumft und wanderschaft  
gestern und heute



**Verlag**

1. auflage (1 - 2. tausend) März 1982

c.) 1982, chamäleon verlag

alle rechte vorbehalten

herstellung: günter hartmann, kronshagen

umschlaggestaltung: york penno

printed in germany

ISBN

3-923449-00-3

INHALT	Seite
Vorwort .....	4
wolfram eicke: holz .....	6
dietrich eicke: mit charlottenburger und ehrbarkeit .....	7
yogi reppmann: 24 stunden wanderschaft .....	17
dietrich eicke: so anders war's vor 700 jahren auch nicht .....	30
thies matzen: der schwarze papalagi .....	46
detlef friedrich graf von der schulenburg: die umkehrwanderung .....	61
harry greve: watt mutt, datt mutt! .....	70
dr. wolfgang plenio: eine wanderung durch die griechische Gedankenwelt .....	78
yogi reppmann: warum heute noch zünftig wandern? .....	92
die autoren: .....	96
der chamäleonverlag .....	101

---

die zünftige wanderschaft - lediglich ein überbleibsel  
aus dem finsternen mittelalter?

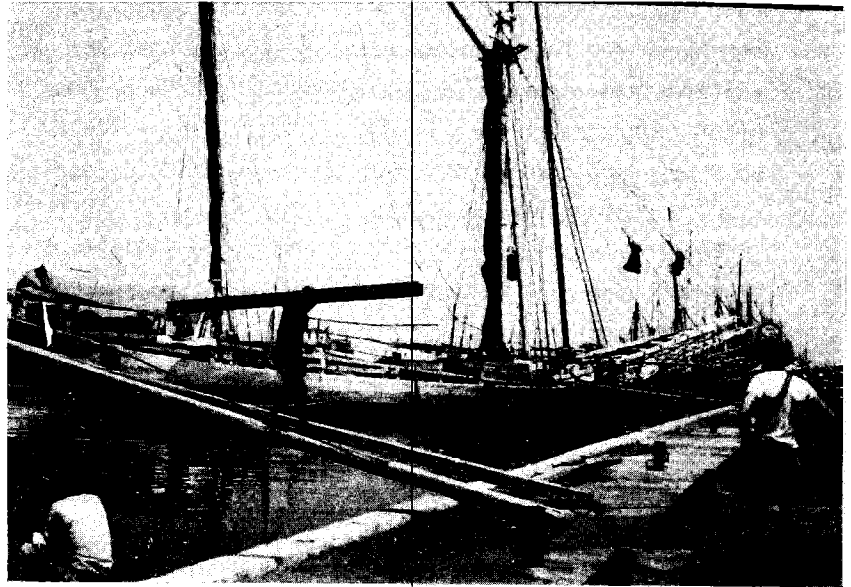
Wir glauben, daß Zunft und Wanderschaft gerade in letzter Zeit an Aktualität gewonnen haben. Es geht uns jedoch weder darum, Rezepte für ein glückliches Leben zu geben, noch darum, daß Mittelalter zu verherrlichen. Wir wollen aber zeigen, daß es auch heute noch Möglichkeiten gibt, das Leben und sich selbst zu erfahren. Diese Chance bietet die Zunft, die dem einzelnen durch ihre Form das "produktive Aussteigen auf Zeit" ermöglicht.

Die vorliegende Zusammenstellung begründet sich aus der Vielfalt der Einzelaspekte, die das Gesicht von Zunft und Wanderschaft prägen.

So finden Sie gleich als erstes ein kleines Gedicht, um Sie ein wenig auf Holz, den Werkstoff des Zimmermanns, einzustimmen. Dietrich Eicke umreißt mit seiner ersten Geschichte das Gesamtphänomen der Wandernden, so wie es wohl viele von Ihnen schon erlebt haben; zugleich ist das eigentlich auch die Geschichte, die zeigt, wie wir zu diesem Thema gekommen sind. Die nächste Erzählung ist eine wenn auch erfundene aber doch immerhin mögliche Geschichte. Bei der Geschichte unseres ehemaligen Philosophielehrers W. Plenio scheint zunächst nur die Überschrift auf einen Zusammenhang hinzuweisen. Und doch glauben wir, daß wir alle als Kinder des Abendlandes ein wenig von uns und unserem Auftrag darin entdecken können: zu leben. Und ist

Einen Kopf aus diesem Holz  
trägt jetzt Herr Beamter Scholz  
zum Schreiben eines Protokolls.  
Soweit die Story von Zimmermanns Holz.

wolfram eicke





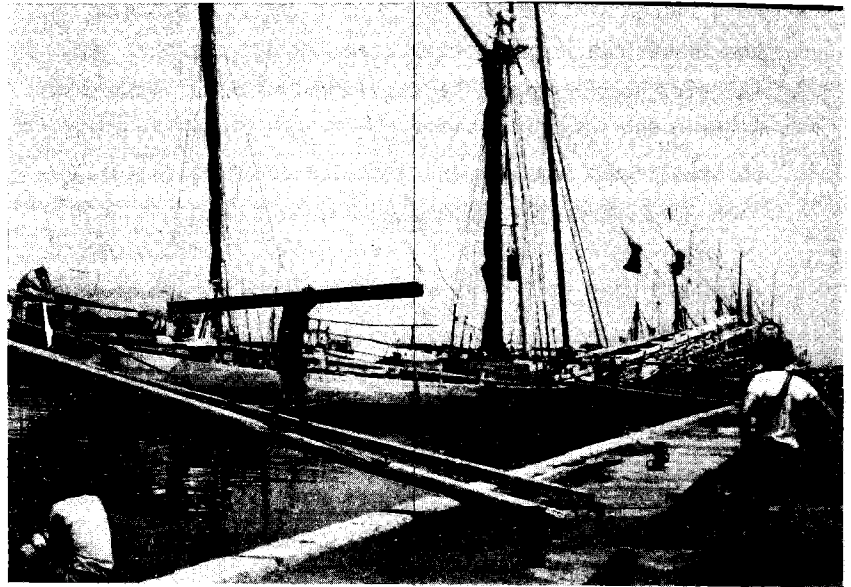


Ab und zu sieht man schon mal wieder einen oder gar zwei gleichzeitig, nachdem sie schon für ausgestorben gehalten wurden. Dinosaurier, prähistorische Säuger? Nein, ich spreche vielmehr von den zünftig wandernden Zimmerleuten, die mit ihrem schwarzen Cordanzug, dem breitkrepigen Hut, dem gedrechselten Wanderstab und dem Bündel einen Hauch von Nostalgie in unser technisiertes, verwaltetes und anonymes Alltagsleben bringen. Wenn auch nicht jeder die genauen Regeln des Zunftlebens kennt, so spürt doch mancher den Atem des Mittelalters, der sich an unserem Wirtschaftswunder auszuhauchen drohte, in neuer Frische an sich vorbeiziehen, wenn so ein Wanderer, der als solcher an der Ehrbarkeit, einer Art Schlips mit dem Abzeichen seiner Zunft zu erkennen ist, durch dichtes Stadtgetümmel tippelt oder am Rande einer Landstraße seine Rast macht.

Es drängt sich dem Betrachter einer solchen Szene förmlich die Frage auf, was das wohl für ein Mensch ist, und warum er sich wohl entschlossen hat, sich den strengen Regeln der Zunft zu unterwerfen, um dann für drei Jahre und einen Tag auf die "Walz" zu gehen. Vielleicht fühlen sich viele von dem martialischen Äußeren, dem durch die breite Krempe des Huts fast immer

Einen Kopf aus diesem Holz  
trägt jetzt Herr Beamter Scholz  
zum Schreiben eines Protokolls.  
Soweit die Story von Zimmermanns Holz.

wolfram eicke



## mit charlottenburger und ehrbarkeit



Ab und zu sieht man schon mal wieder einen oder gar zwei gleichzeitig, nachdem sie schon für ausgestorben gehalten wurden. Dinosaurier, prähistorische Säuger? Nein, ich spreche vielmehr von den zünftig wandernden Zimmerleuten, die mit ihrem schwarzen Cordanzug, dem breitkrepigen Hut, dem gedrechselten Wanderstab und dem Bündel einen Hauch von Nostalgie in unser technisiertes, verwaltetes und anonymes Alltagsleben bringen. Wenn auch nicht jeder die genauen Regeln des Zunftlebens kennt, so spürt doch mancher den Atem des Mittelalters, der sich an unserem Wirtschaftswunder auszuhauen drohte, in neuer Frische an sich vorbeiziehen, wenn so ein Wanderer, der als solcher an der Ehrbarkeit, einer Art Schlips mit dem Abzeichen seiner Zunft zu erkennen ist, durch dichtes Stadtgetümmel tippelt oder am Rande einer Landstraße seine Rast macht.

Es drängt sich dem Betrachter einer solchen Szene förmlich die Frage auf, was das wohl für ein Mensch ist, und warum er sich wohl entschlossen hat, sich den strengen Regeln der Zunft zu unterwerfen, um dann für drei Jahre und einen Tag auf die "Walz" zu gehen. Vielleicht fühlen sich viele von dem martialischen Äußeren, dem durch die breite Krempe des Huts fast immer

beschatteten Gesicht gehemmt, diese Fragen zu stellen. Möglicherweise ist es auch gar die Angst, überhaupt jemanden, der so gänzlich anders zu sein scheint, anzusprechen. Eine Krankheit unserer Zeit? Doch ist es nicht gerade die zeitübergreifende, menschenalterumspannende Tradition, die sich plötzlich Phoenix gleich aus der Asche erhebt, um zu neuem, kraftvollen Leben zurückzukehren und gerade heute wieder Kommunikation und Welterfahrung zu künden?

Im Mittelalter hatten die wandernden Gesellen in einer Zeit schlechter Nachrichtenübermittlung auch die Aufgabe, Neuigkeiten aus dem Rest der Welt mitzuteilen, die Verbindung eines Ortes mit einem anderen zu verbessern. Und heute, wo diese wichtige Tätigkeit von unseren Massenmedien so viel besser durchgeführt wird, haben wir Angst, auf sie zuzugehen? Machen wir uns also unsere eigenen Gedanken, versuchen wir, dieses neue (alte) Phänomen für uns selbst zu deuten. Sind sie Exoten, Desperados, Exzentriker, Relikte einer Historie gewordenen Zeit, Nonkonformisten, Nostalgiker, Weltbürger, einfach nur Handwerker, Weltenbummler, Gammler in Uniform. Entsprechend dem eigenen Weltbild wird wohl so ziemlich jeder eine dieser Schubladen öffnen, das Bild des Wandernden dort hineinlegen und die eigene Kunst der Interpretation, den Scharfsinn und die Fähigkeit, ein Urteil zu fällen, preisen. Jetzt ist dieses Problem also aufgegriffen, durchdacht, gewertet und wieder beiseitegelegt. Fertig.

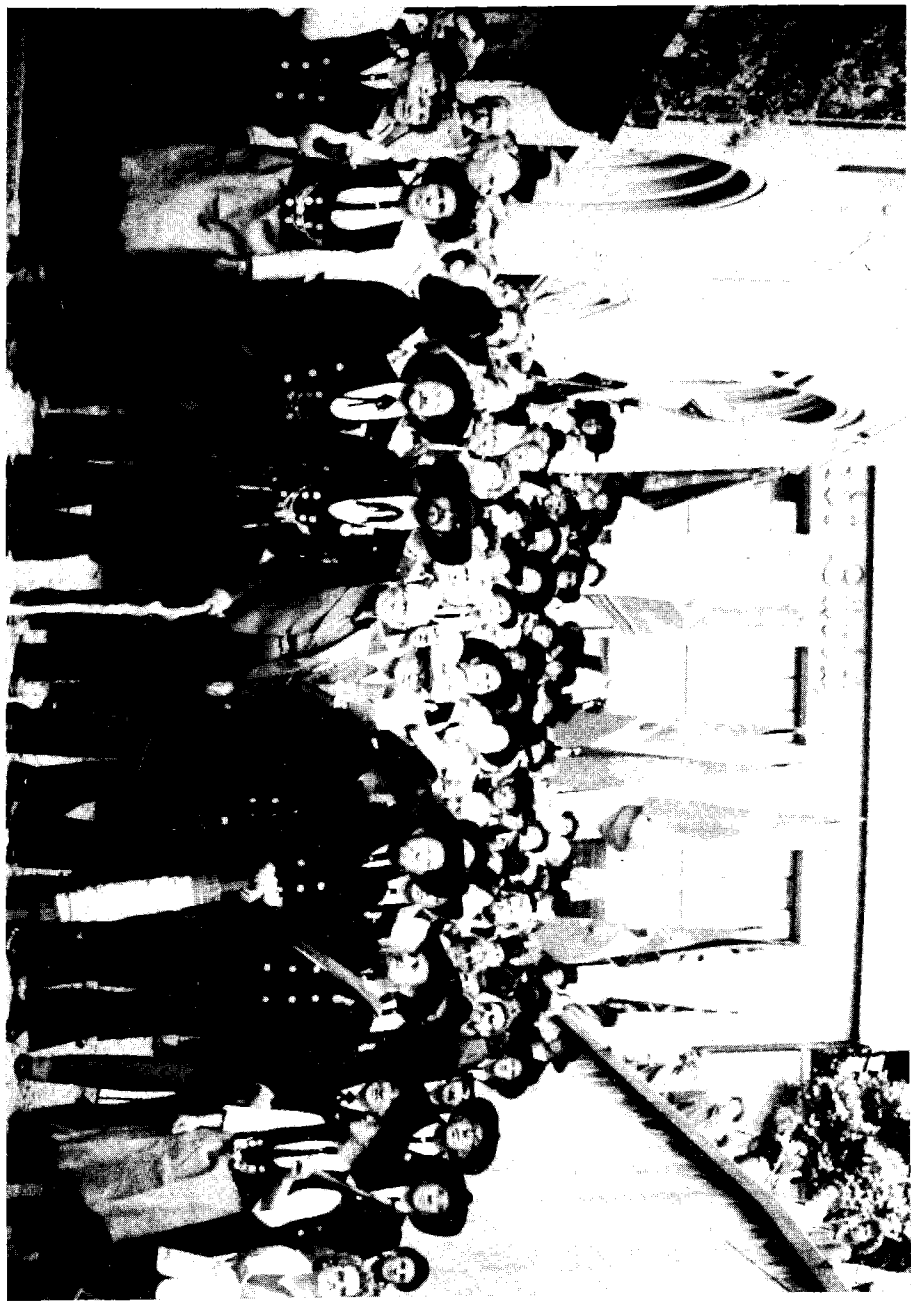
Nein, etwas stimmt doch noch nicht so ganz. Wenn auch für viele der Fall spätestens jetzt abgeschlossen ist, so stellt sich doch auch jetzt die Befriedigung noch nicht so ganz ein. Gesehen haben sie bis jetzt ja nur die Uniform, dieses äußere Kennzeichen zu einer Art Bekenntnis, zu einer bestimmten Lebensform. Und doch es fehlt etwas, das sich einer solchen oberflächlichen Betrachtung und Wertung entzieht: Der Mensch, der in sie eingehüllt doch hinter ihrer Dominanz zurücksteht, das Individuum, das seine ganz persönlichen Beweggründe hat, in die Fremde zu gehen.

Einen von ihnen kenne ich, und durch ihn habe ich andere kennengelernt, uns so von ihren Motiven, ihren Erwartungen und Hoffnungen oder ihren Erfahrungen auf der Wanderschaft ein Bild bekommen. Ein Bild, von dem ich weiß, daß es immer ein Fragment bleiben wird, das aber doch in seinem Kern dem bekannten Mosaik vergleichbar ist, dessen Einzelelemente erst in der Beziehung zueinander einen Sinn ergeben.

Kai-Uwe ist so einer von ihnen, und doch für die Gesamtheit der Zünftigen genausowenig repräsentativ wie ich für die Menge der Studenten oder Herr X für die Gesamtheit der Steuerberater. In der Tat ist es einfach, Menschen, die in einer Uniform stecken, mit einer Elle zu messen; die Uniform als solche fordert förmlich dazu auf, von "den Polizisten", "den Soldaten" oder "den Zimmerleuten" zu sprechen. Aus diesem Grunde scheint es beinahe ein innerer Widerspruch zu sein, wenn ich sage, daß Kai-Uwe eher atypisch für

seine Zunft ist, da sich ja dahinter schon wieder unausgesprochen das Generalisierende versteckt. Und dennoch glaube ich, die Formulierung atypisch so stehen lassen zu können, denn wäre nicht auch ein KFZ-Meister, der zugleich Hochschulprofessor ist, ein atypischer KFZ-Meister bzw. Professor?

Yogi und ich hatten uns vorgenommen, eine Radiosendung über Zunft und Wanderschaft zu machen, und so kam es uns nur gelegen, als Kai-Uwe uns aus Hamburg, wo er zur Zeit lebte und arbeitete, anrief und fragte, ob wir nicht Lust hätten, mit ihm nach Zürich zu fahren, dort würde das jährliche europäische Zimmermannstreffen stattfinden und er könne uns das entsprechende Entré verschaffen, um Interviews zu machen. Für ein derartiges Angebot bedarf es keiner langen Bedenkzeit und so sagten wir zu, daß wir ihn aus Hamburg abholen würden, um dem Frühling entgegenzufahren. Während der Diesel munter seine Arbeit verrichtete, bereitete Kai-Uwe uns auf unseren Auftritt bei den Zimmerleuten vor, indem er bereitwillig Auskünfte über Zunft & Wanderschaft gab. So lernten wir, daß das weiße Baumwollhemd "Staupe" und das Bündel "Charlottenburger" heißt, daß die acht Knöpfe an der Weste die acht Stunden täglicher Arbeit repräsentieren, daß arbeiten "schenigeln" heißt, daß man als Zünftiger beim Trinken in der Öffentlichkeit den Hut aufbehalten muß, und daß man sich während der Wanderschaft nicht näher als 50 km dem Heimatort nähern und nicht länger als 6 Monate an einem Ort bleiben darf.



Eine der für uns jedoch überraschendsten Dinge war das "Schmalmachen", was dem Uheingeweihten wohl als eine Art Bettelei mit besten Erfolgchancen vorkommen muß. Da der Wanderer nicht über eine prall gefüllte Geldkatze verfügt, geht er entweder zu einer Zimmerei oder einem Lebensmittelladen, spricht dort zünftig vor und bittet um eine kleine Reiseunterstützung. Den Erfolg des Schmalmachens konnten wir im Laufe unserer Tour nicht nur mit eigenen Augen sehen, sondern riechen und schmecken. Nach kurzer Zeit war nämlich alles, was für ein zünftiges Mahl notwendig ist, zusammen: frische Brötchen und Brot, Käse, Wurst ... Auch die Reisekasse hat in kurzer Zeit eine erfreuliche Aufbesserung erfahren.

Es ist nämlich für jeden Meister - egal ob Zimmermann, Bäcker oder Schlachter - eine aus dem Mittelalter stammende moralische Verpflichtung, den Reisenden mit Geld oder Naturalien zu unterstützen, um so seine Weiterreise sicherzustellen und ein Scherflein zu seiner weiteren Ausbildung beizutragen. Auf diese Weise wurde zugleich auch verhindert, daß der Wanderer aus einer Notlage zum Dieb wurde oder sich in unehrenhafte Händel verstrickte.

Ankunft in Zürich, Suche nach einem Campingplatz, denn wir hatten beschlossen, auf diese Art die Nächte zu verbringen, um so in unsere Tour ein weiteres zünftiges Element mit einzubeziehen. Der Platz war hübsch, direkt am Ufer des Sees gelegen und könnte beinah idyllisch genannt werden, wären nicht garzu



viele Zelte um uns herum. Stimmen, Sprachen, Vorstellungen und Träume vermischten sich im Angesicht der sinkenden Sonne, die das Wasser des Sees vergoldete; viele Weltenbummler waren hier vereint und dennoch von kleinen Hecken gegeneinander abgeschirmt. Nun, wir waren ja "Weltenbummlern" auf der Spur und doch hatten die, die wir treffen wollten, so wenig gemeinsam mit denen, die hier in ihren kleinen Leinwandhäuschen wohnten. Die Idee von "Urlaub, die wertvollsten vier Wochen des Jahres" schwang in dieser Luft mit, so die hektische Fröhlichkeit relativierend.

"Der tiefe Wert der Wanderschaft ist doch der, daß man in die Fremde geht, Land und Leute kennenlernt, und sich die Hörner abschleift," sagte etwas später ein älterer Zimmermann auf dem Treffen der europäischen Zünfte zu uns. "Sich fachlich und charakterlich vervollkommen," sei das wichtigste, meinte ein anderer. "Alle jungen Leute machen doch genaugenommen das gleiche, also ich sehe darin eine echte Alternative," erklärte uns ein Bursche, der noch auf Wanderschaft ist. So gab es für jeden ein Argument, das für ihn subjektiv das ausschlaggebende Moment gewesen ist, so lange von der Heimatstadt fort zu bleiben, das Heimweh, das ab und zu von einem Besitz ergreift, niederzukämpfen.

"Es braucht einige Zeit, bis man sich daran gewöhnt, nirgends zu Hause zu sein, immer wieder Abschied nehmen zu müssen, und doch tut es häufig weh. Man weiß, man muß weiter, muß die Beziehungen, die man so eben

aufgebaut hat, abbrechen, ohne zu wissen, ob man den einen oder anderen jemals wiedersieht. Aber so sind eben die Zunftregeln: entweder ich befolge sie und gewinne etwas daraus für mich und meine Charakterentwicklung oder ich lasse es sein, doch dann könnte ich genausogut zu Hause bleiben.

Aber es ist ja nicht allein der Zwang, weiterzureisen. "Natürlich steckt in uns eine ganz bestimmte Art von Erlebnishunger, den wir nur dadurch stillen können, daß wir uns immer wieder von neuem auf den Weg machen."

Eigentlich hatte ich mir die Leute anders vorgestellt, die langen Gespräche mit Kai-Uwe hatten in mir den Eindruck erweckt, den auch ich bis hierher erweckt haben könnte: Daß ich hier Philosophen, Existenzdenker finden würde. Der erste Blick, den ich in dem gefüllten Saal herumschweifen ließ, zeigte ausgelassene, heitere und zugleich rauhe Burschen, die nicht zuletzt wegen ihrer "Kluft" und dem großen Hut durchaus etwas Verwegenes widerspiegelten, die aber in keiner Weise den von mir erwarteten philosophischen Ernst anklingen ließ. Hatte ich ernsthaft etwas anderes erwartet, oder war es nur die Phantasie, die, durch soviel Idealismus angeregt, mir Gaukelbilder vorspielte? Der Verstand hatte wohl kaum etwas anderes erwartet, aber überwiegt nicht gerne die Phantasie, an die ohnehin mehr appelliert wird, wenn es darum geht, Bilder und Vorstellungen zu entwerfen? Es wäre jedoch grundlegend falsch, wenn ich jetzt den

Eindruck erwecken würde, daß ich enttäuscht gewesen war. Nein, der bei manchen als unauflösbarer Widerspruch scheinende Gegensatz von Äußerem und einer gesunden Lebensphilosophie, die nicht aus Büchern oder dem Studium der großen Denker erwächst, sondern aus einer ganz bestimmten Lebensphase mit ihren Anforderungen, war es, der auf mich Reiz ausübte, mich faszinierte.

Einen Teil der Vorstellungen hatte ich eben von Kai-Uwe erhalten, aber er ist, wie ich ja schon sagte, nicht gerade der typische Handwerker. Abendgymnasium und Zimmermannslehre hat er gleichzeitig absolviert, höhere Geistesbildung kontra Muskelbildung; aber muß es ein Antagonismus sein? Er zumindest zeigt, daß es keiner sein muß. Aber vielleicht erkennt er auch deutlicher als andere die Gefahren der Wanderschaft, die mögliche Entwurzelung, da man ja nie an einem Ort oder einen Menschen gebunden ist, keine Verantwortung trägt außer einzig für sich allein. Und noch etwas anderes hat er erkannt: die Wanderschaft zeigt, wie man Konflikte und Probleme scheinbar leicht lösen kann, indem man einfach weiterzieht und sie so hinter sich zu lassen glaubt.

So viel Pessimismus und Düsternis zum guten Ende?  
"Wenn man die Möglichkeiten, die einem damit geboten werden, wahrnimmt, sich aber auch darüber klar ist, daß die Situation der Wanderschaft auch dazu verleiten kann, den einfacheren Weg zu gehen, nämlich zu fliehen, dann ist Wanderschaft eine großartige Sache."

dietrich eicke



Eine Überschrift, die weder totale Dramatik noch absolute Einmaligkeit bedeuten soll, sondern die schlichte Tatsache, daß ich mich auf einen Tag aus der zünftigen Wanderschaft mit Kai durch die Schwäbische Alb im Spätherbst

1980 beschränken möchte.

Wie wir später feststellten, war jeder Tag trotz der doch zumindest "ähnlichen" Umgebung sehr verschieden, kaum vergleichbar und oft eine Einheit für sich. So auch dieser - welcher Tag ist eine berechnete Frage. Und die Qual der Wahl fiel auf den ersten Tag - ich mit einer nagelneuen Kluft berockt noch zaghaft nach der neuen Identität suchend - unserer gemeinsamen Wanderschaft. Unser erster Tag begann, wie man es bei klassischen Vorbildern finden kann, nicht im nebligen Morgenrot, sondern am Spätnachmittag, und somit könnte er in einer üblichen Abendstimmung des nächsten Tages enden. Doch jetzt sollten wir erstmal in das Geschehen eintreten.

Was für ein glorreicher Einstieg in die Wanderschaft! Kaum verlassen Kai und ich das Auto, und mit dem dumpfen Knall der Vordertür verlassen wir für einige Wochen die technisierte Zivilisation. Nach einem kurzen Anstieg stehen wir vor der Wanderkarte, die an

der Weiler Hütte uns später den Weg zum Kloster Bebenhusen weisen soll. Aber hier greife ich dem Geschehen voraus. Bevor eine Einordnung stattfinden kann, steht der grünberockte Gastwirt, der gerade noch emsig vor der Hütte auf dem Holzkohlegriff lustige stummelige Bratwürste wendet, urplötzlich wie aus der Erde geschossen neben uns und fragt laut eher sich selbst: "Gibt's das noch? Zwei Wandergesell!" Er, Michael Blessing, ein ehemaliger Zimmermann, der 1947 nicht auf Wanderschaft gehen konnte, oder dem ein Quentchen Mut gefehlt hatte, lädt uns sofort zu einem Obstler ein. Die Konversation läuft sehr lebendig voran, so daß meine Frage, ob wir zwei Bratwürste haben können, nach unserer Absicht beantwortet wird, die dahingehend orientiert war, ohne eigenes Bargeld sie verzehren zu können. Die zwei halben Liter Bier runden das Bild kompletter Gastfreundlichkeit ab. Nachdem er uns seine Ortskenntnisse vermittelt hat, setzen wir unseren Marsch nach Süden fort.

Beschwingt durch den Alkohol lachen wir über diesen glänzenden Einstieg in unsere Tippelei. Es hätte nicht besser beginnen können.

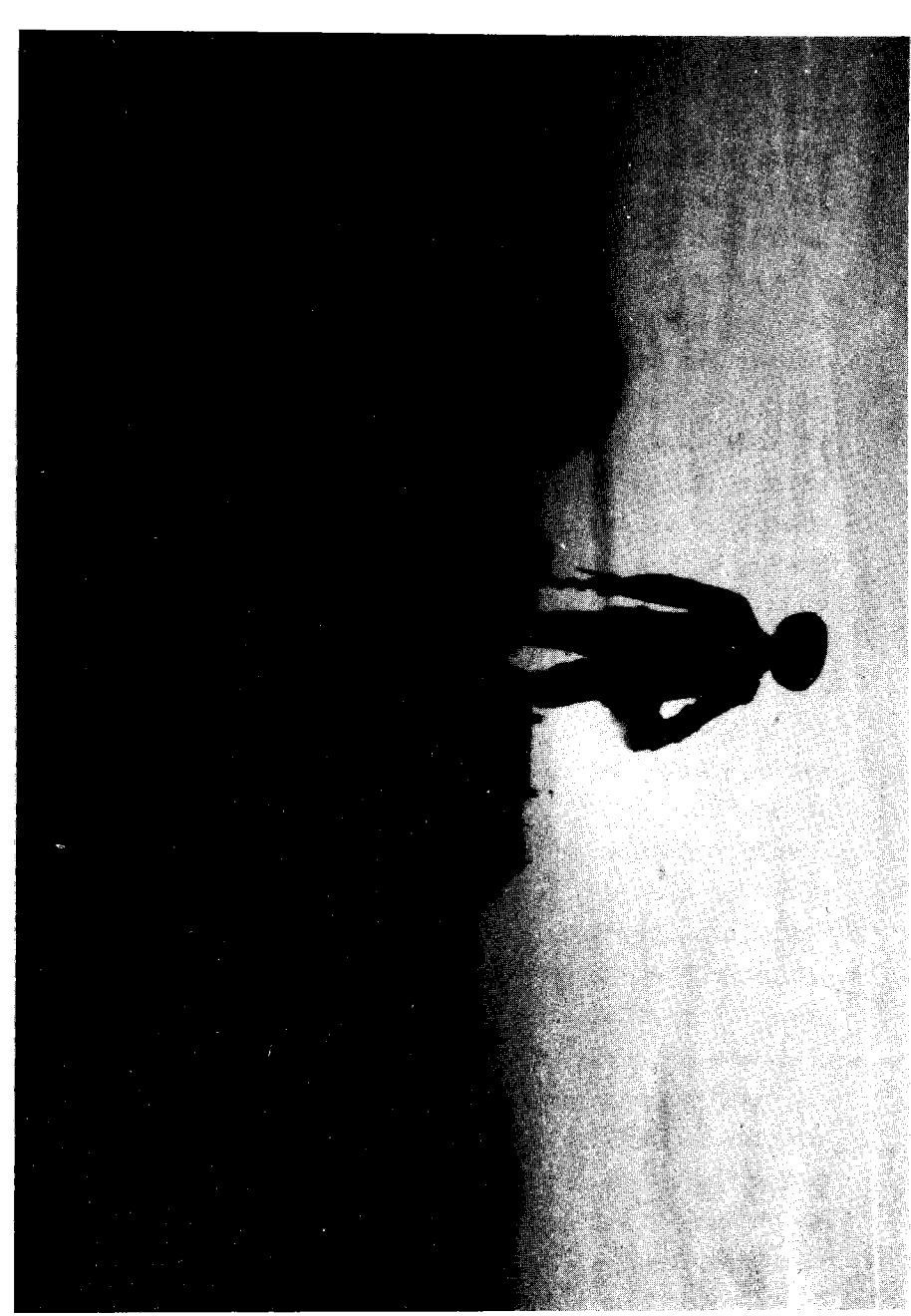
Ohne Frage, die ersten zwei Stunden waren ganz nach unserem Geschmack. Erwartungen, Hoffnungen und vage Vorstellungen sind bisher rundum erfüllt.

Die Nachricht, daß das Kloster in Bebenhusen nur noch Museum sei, ist nicht weiter schlimm, da man uns sofort einen anderen Ortsnamen mit noch praktizierenden Mönchen nennt. -

Nun sitze ich ein wenig südlich der Weiler Hütte auf einem Hochstand, kann linker Hand auf den schlafenden Kai herabsehen und rundum die Spitzen eines Fichtenwaldes mit Eichen und Eschen dazwischen betrachten.

In einem solchen Walde hatte bestimmt das Fabelwesen, der kleine Herbbbit, gewohnt, und wie gerne würden wir ihm begegnen und uns phantasievolle Märchen aus erster Hand erzählen lassen, aber wie schön ist es, keine Menschen weiter um sich wöhnen zu müssen und die sichere Hoffnung zu haben, selten einem Menschen über den Weg zu laufen. - Irgendwo klopft ein Specht, doch meine ungeschulten Sinne können ihn nicht weiter lokalisieren. Einsam klebt wohl dieser Waldbewohner an seinem Baumstamm und hämmert, seinen Kopf fleißig hin und her bewegend, in die Baumrinde. Ich glaube, es ist eine Art Selbstgespräch und es ist zu schade, daß ich seine Worte nicht genau verstehen kann. -

Nachdem Kai den zu jeder Tageszeit möglichen Mittagschlaf beendet hat, setzen wir unseren Weg 'gen Bebenhusen fort. Querfeldein stoßen wir auf den nach Süden führenden Pfad, der uns bald an das Gatter eines Wildgeheges bringt. Wir wissen, daß wir hier schnurstracks geradeaus gehen müssen. Mitten in diesem Gehege sehen wir etwas abseits des Weges eine Holzhütte der Forstarbeiter. Schnell entschließen wir uns, dort die Nacht zu verbringen, da der Sonnenuntergang kurz bevorsteht. Das "Häuschen" ist zwar verschlossen, aber mit Hilfe unserer Wanderstenzel haben wir schnell im Dachgiebel



die Fensterverkleidung geöffnet. Kai erkundet den Innenraum, findet prompt eine Kiste Bier, die bald einladend auf unserer kleinen Terrasse steht. Von diesem ausgesprochen gemütlichen Platz haben wir einen wunderbaren Blick über eine Lichtung, die zur linken Hand von drei majestätisch anmutenden Pappeln eingegrenzt wird. Auf der rechten Seite befindet sich eine Futterstelle für Rotwild, nebst einem grob gezimmerten Hochstand.

Der orangefarbene Ball der Sonne hat sich nicht hinterm Horizont fürs Auge versteckt, sondern ist in den weit wegliegenden Wolken eingetaucht. Doch ist immer noch hinter der Lichtung das seichte Tal erkennbar. Kleine Gruppen von Linden, Ulmen und hauptsächlich Buchen lassen neben schwach grünen Wiesen und sandfarbenen Feldern den Hochkamm der Schwäbischen Alb erahnen.

Wir sind in einer echten Hochstimmung über diesen weiteren Verlauf des Tages und beschließen entgültig, unser Nachtquartier hier aufzuschlagen.

Gesagt, getan rollen wir, nachdem der Charlottenburger als Bündel seine Funktion verloren hat, unsere Schlafsäcke nachtgerecht im ersten Stock aus und genießen die letzten Sonnenstrahlen.

In der Umgebung setzt nun ein leichter Abendwind ein, der aber auf unserem Platz kaum zu spüren ist. Eher macht sich diese leichte Windbrise in den Halmen zu unseren Füßen bemerkbar. Doch die Kragen unserer schwarzen Kluftjacken schlagen wir mehr symbolisch hoch, sozusagen psychologisch wärmend. Schutz bieten



sie kaum, aber die Idee vom heimeligen Ofen im Winter erfüllen sie allemal.

Doch so schön ein solcher Sonnenuntergang auch ist, so schnell vollzieht sich eine zweite Erscheinung, die sehr die Jahreszeit dokumentiert. Es wird im Nu dunkel. Nun signalisieren unsere immer lauter knurrenden Mägen die Notwendigkeit eines Abendessens, was wir im nächsten Dorf, wie schon erwähnt mit dem Namen Bebenhusen, einnehmen wollen.

Vielleicht bedingt durch die eben erlebte Abendstimmung und dazu die angenehme Stille in der nahen Umgebung begleitet uns das schon öfters erörterte Thema, nämlich - die Liebe - auf dem Weg zur nächsten Ortschaft. Die Stichworte 'ewige Liebe', 'Verliebtheit' und 'Ehe' sind die Schlüsselbegriffe unseres Gesprächs

So sind wir einhelliger Meinung über die Tatsache, daß "Liebe" seltendst ewig sein kann und auch der Zustand des Verliebtseins nur ein begrenzter Zeitraum ist. Also was sollte nun bei dieser Kombination gemacht werden?

Treue, die gemeinsam erlebten schönen Zeiten, die Kinder sollten genügen, den Zustand des Zusammenlebens aufrechtzuerhalten, aber "glücklich" sein, im Sinne von aufgeräumt, ausgeglichen - dieses kann man nicht erwarten, da im Alltag der Verschleiß an Idealen und glücklichen Zuständen unvermeidlich erscheint. La Roche-Foucauld sagt daher sehr richtig, daß "die Liebe schwer zu definieren sei, in der Seele ist sie Leidenschaft zu herrschen, im Verstande Sympathie, im Körper

ein versteckter, geheimnisvoller Drang zu besitzen, was man liebt - dies nur weiß man von ihr." Oder hat vielmehr Hertha Kräftner recht, wenn sie schreibt, daß "Liebe ein Abstraktum sei und somit nicht existiert. Es ist immer ein einzelnes Gefühl, eine Leidenschaft, eine Gefahr, eine Vorstellung oder alles zusammen. Niemand weiß, was der Satz bedeutet: Ich liebe dich."

Am Ende dieses Gespräches, über dieses so phaszinierende, scheinbar nie ganz abzuschließende Thema verlassen wir unser "Gehege" und finden schnell einen adäquaten Dinnerplatz im Gasthof "Zum Hirschen". Prompt spricht uns ein bulliger Architekt laut vom Nachbartisch an und gibt uns das später noch öfters zu beobachtende Bild eines einfältigen Stadtschwaben. Hier möchte ich nicht auf leicht unangenehme Stillosigkeiten dieser Gruppe von Menschen eingehen, da diese Eindrücke ganz sicher interessant waren, aber kaum an die Dominanz der Naturerlebnisse heranreichen können.

Auf unserem einstündigen Nachtmarsch verweisend, empfehlen wir uns bald aus seiner Gesellschaft, tipeln fröhlich durch den Wald in Richtung Lichtung zurück, die durch einen Vollmond beschienen, sich deutlich von dem übrigen Wald hervorhebt. Wir verlassen unseren Pfad, biegen auf den kleinen Trampelpfad ein und wollen zügig unsere Schlafsäcke aufsuchen. Doch einige Meter vor den Balken der Veranda stoppt Kai abrupt und ruft laut:

"Was ist da los?"

Nun spüre ich es auch; hier ist ein fremder Mensch!

Unerwartet neben dem hinteren Balken sehe ich einen breiten Oberkörper, der durch seinen hellen Wollpullover sichtbar wird, aber kein Kopf und keine Beine sind erkennbar.

Kai weicht breitbeinig nach links, ich nehme den Wanderstengel fester in die Hand und beginne einen ersten Sprechversuch: "Moin, moin, ähh Grüß Gott!" kommen mit leicht zitteriger Stimme, aber noch hörbar über die Lippen. Längere, zur Ewigkeit werdende Momente verstreichen. Dann gehe ich automatisch auf unser Gegenüber los. Er tritt aus dem Dunkel hervor und sagt: "Ach so, Zimmerleute. - Wir beobachten die Hirsche in ihrer Brunft."

Der Waldarbeiter Günther und seine später hinzukommende Frau Christina sind Freunde der Natur und halten sich so öfters auch in der Nacht im Wald auf. Doch bald verabschieden die beiden sich von uns.

Die Nachtruhe ist recht kurz, da wir uns im Frühtau, mit gleichnamigem Lied auf den Lippen, - nebenbei bemerkt fast unser gesamtes Gesangsrepertoire ausmachend - auf den Weg gen Süden machen. Wir möchten jeden Kontakt mit dem Förster und seinen Helfershelfern vermeiden.

Nun durchqueren wir im Tageslicht Bebenhusen, betrachten kurz die Fachwerktechnik des ehemaligen Klosters und ziehen direkt auf den Kamm der Schwäbischen Alb.

Diese erste Nacht hat auch der Paßform meiner Grob- cordkluft sehr gut getan. Die Falten und ersten leich-

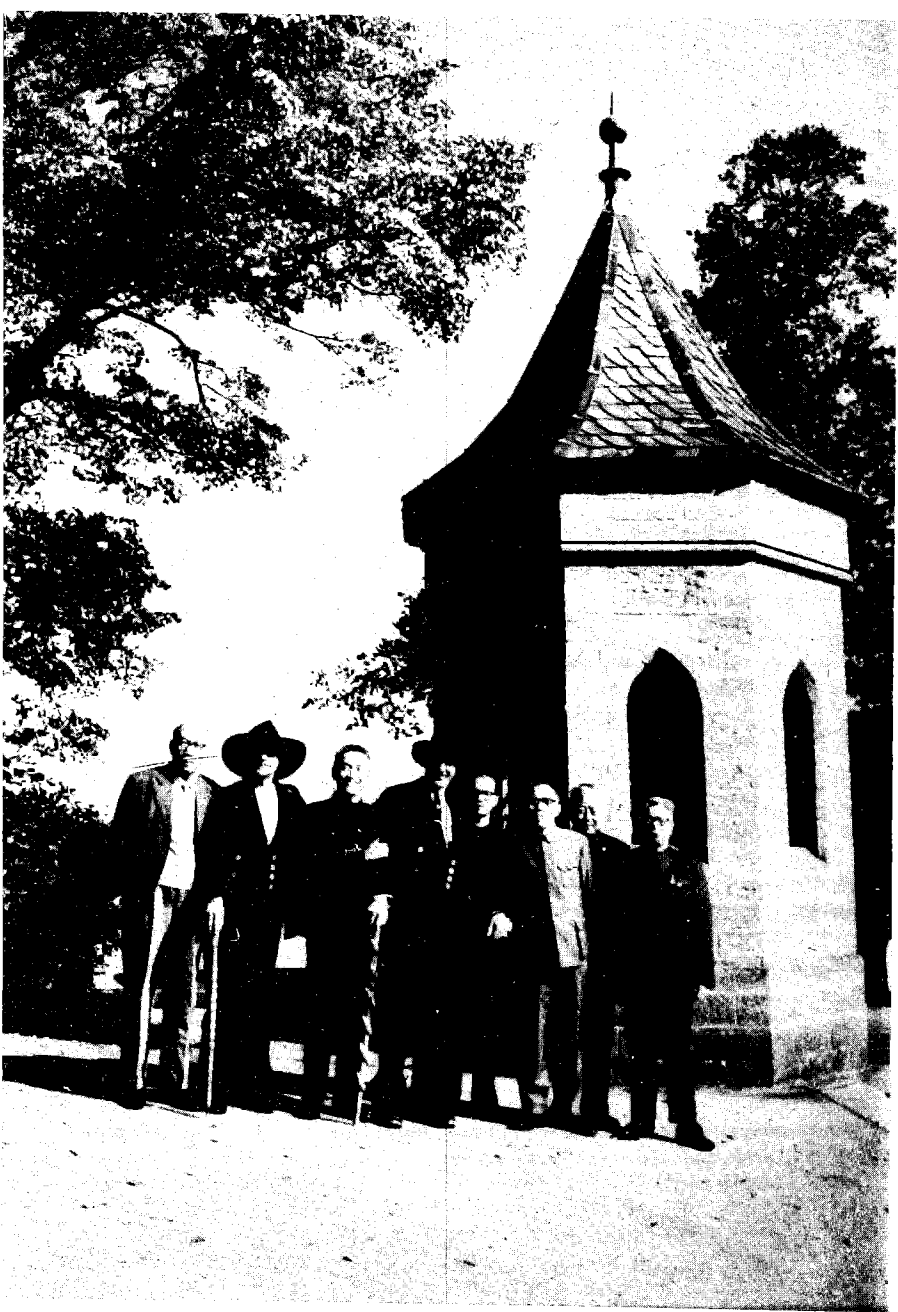
ten, zünftigen Dreckspuren sind äußerliches Zeichen eines wachsenden Wohlbefindens in meiner neuen Rolle als wandernder Zimmermann.

Parallel zu ähnlichen Erfahrungen des sich Einfindens in die neue 'Haut' zu Beginn seiner Wanderschaft weist mich nun Kai in einige Modalitäten des Zunftwesens ein, die er erst durch mühsames Erfahren kennenlernte. So z. B. sei hier die Prozedur des Kommode-machens erwähnt: Reist ein fremdgeschriebener Geselle eine Herberge an, setzt er sich mit ernstem Gesicht in die Zunftgaststätte der Herberge und wartet auf den Kommodeheißer, der dann mit Bier und Korn kommt. Diese Zeremonie heißt "Ausschenken", eine Form des Willkommenheißens, was früher mit einem großen Pokal mit Bier geschah. Nachdem man nun seine Papiere gezeigt hat, seine Zettel, die Bestätigung, daß man an verschiedenen Stellen gearbeitet hat, sowie seine Gebühren an die Hauptkasse entrichtet hatte, wird einem Schlafplatz und Arbeitshilfe zugebilligt. Früher kontrollierte der Kommodeheißer die zugereisten Gesellen auf ihren Gesundheitszustand, wie weit sie z. B. mit Flöhen und Läusen in Kontakt getreten waren.

Ein dominierendes Moment ist das 'Zechen'. Der Glasstiefel, zuweilen auch mit Korn gefüllt, zieht seine Kreise und wird mit einer Art plattdeutschen Gedicht von Mann zu Mann gereicht. Statt 'Ja' sagt man zünftiger Weise "Es ist löblich". "Das ist gut" wird mit "Dasch 'nen Dicken" codiert. Um nun einen Betrunkenen zu charakterisieren, wählt man in dieser Terminologie

die Worte: "He is schietendick." Da Norddeutschland schon immer führend in der Zunfttradition gewesen war und wenn man sich auf Wanderschaft befindet, können die drei größten Gesellschaften Altona, Harburg und Hamburg kaum unbesucht bleiben. Somit sind die Zünftigen südlicher Zunge verdammt, radebrechend sich im Plattdeutsch des Nordens zu üben. Aber wohl hauptsächlich dadurch bedingt sind die klassischen Überlieferungen im Süden nur noch rudimentär vorhanden. - Der jüngste Geselle, in einem Fall oft Kai, muß als Dossengesell Butteldienst bei Zusammenkünften ableisten. Mit einem Hobel - früher war er mit Schnupftabak angefüllt - unter dem Arm läuft er vor den geheimen Versammlungen von Mann zu Mann, fordert sie auf nach dem ersten Bier, auf den ehrbaren Handwerkssaal zu kommen, um dort ihren Pflichten nachzugehen. Dialoge, Antworten, Fragen sind ritualisiert. Ihre Ursprünge liegen im frühen Mittelalter und haben sich in der Traditionspflege bis heute nur in wenigen Punkten geändert.

Die eigene Gerichtsbarkeit, nicht der Unikarzer sondern Rausschmiß und Trudeln (das Ziehen des Angeklagten über eine Art Nudelholz mit Kanten) wird aber kaum noch praktiziert. Somit übernimmt die Zunftherberge zwei Funktionen: erstens haben wandernde Gesellen in vielen Orten eine Anlaufstelle, wo sie sich heimisch fühlen können, da auch der Gastwirt mit seiner Frau als Mutter und Vater angesprochen wird. Zweitens spielt sich das Zunftleben nach der



Wanderschaft mindestens einmal pro Woche bei Zusammenkünften in diesen Herbergen ab.

Über die Besonderheiten der Zunft diskutierend wandern wir dann längere Zeit im Wald direkt auf den Kamm der Schwäbischen Alb entlang, bis wir am Aussichtspunkt, dem Bohlberg, ankommen. Wir können weit ins Land schauen, sehen das kleine Dorf Beuren im Tal und in einer Flucht dazu die Burg Hohenzollern, die von der schwäbischen und berlinerischen Linie unter König Friedrich IV. 1850, neu auf alten Grundmauern errichtet worden ist. Wir wandern langsam den Berg hinunter und gelangen so zu einer kleinen Holzhütte am Fuße des Berges.

Eine kleine Veranda, eine gut ausgebaute Feuerstelle und eine natürliche Wasserquelle, die aus einem präparierten Baumstamm in einen ausgehöhlten Holzkumpf geleitet wird, erscheint uns als ideales Nachtquartier.

Wir verlieben uns umgehend in diesen romantischen Platz, der sich durch eine günstige Lage auszeichnet. Die Sonne entwickelt immer noch erstaunlich wärmende Kraft. Die Entscheidung, über Nacht unsere Schlafsäcke auf den schmalen Bänken der Veranda auszurollen und bei Einbruch der Dunkelheit ein Feuer in Gang zu setzen, ist umgehend gefällt.

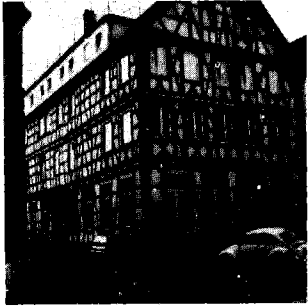
Da wir noch Wurst, Käse, Brot sowie zwei Koteletts 'schmal gemacht' haben, ist auch keine Sorge um die Verpflegung angezeigt.

Wir wissen ungefähr vom Vortage, wann die Sonne un-

tergeht, deshalb beginnen wir bald eine eilige Suche nach brennbaren, nämlich trockenen Ästen in der nahen Umgebung der Hütte. Das umgehend lustig brutzelnde Feuer wird dann unsere Geräuschkulisse für ein weiteres Naturerlebnis. Ich glaube, Goethe hat dieses Phänomen sehr gut getroffen, wenn er schreibt, daß "die Natur das einzige Buch sei, das auf allen Blättern großen Inhalt bietet".

yogi reppmann





Heinrich war Goldschmied.

Jahrelang hatte er vergeblich auf einen Sohn gewartet. Zwar ließen seine beiden Töchter jetzt schon erahnen, daß sie einmal sehr hübsch werden würden, dennoch machte sich der Vater jetzt schon Gedanken

um die Mitgift. Oft ging er in den Dom, der zwar noch nicht ganz vollendet war, da das Dach noch fehlte, aber indem er dennoch glaubte, Gott näher zu sein.

"Lieber Gott, schenke mir bitte einen Sohn," betete er dann zum Himmel, denn er wünschte sich sehnlichst einen männlichen Erben, der seine kleine Werkstatt, die er selbst aufgebaut hatte, eines Tages übernehmen sollte. Er hatte zwar einen Gesellen und einen Lehrling, aber der Geselle hatte sich entschlossen, demnächst auf Wanderschaft zu gehen. Also würde Heinrich, wenn nicht bald ein Wandernder Gesell bei ihm vorsprechen würde, mit dem Lehrling alleine die anfallende Arbeit erledigen müssen. Er war bei seinen Kunden beliebt, denn von Natur aus war er ein fröhlicher Mensch und sein Optimismus strahlte in seinen Arbeiten - Armreifen, Ringen, Halsbändern - wider.

Endlich bekam seine Frau das dritte Kind. Sein sonst schon rötliches Gesicht strahlte, als ihm hinterbracht wurde, daß er endlich den ersehnten Sohn bekommen hätte.

"Danke, lieber Gott," sprach er mit einem inbrünstigen Blick nach oben, der aber bald an der niedrigen Decke mit den schweren Eichenbalken hängenblieb und so den weiteren Weg zu seinem schweigsamen Gesprächspartner unterbrach. Seinen einzigen Sohn nannte er Albrecht.

"Habt ihr's gehört? Der Heinrich hat einen Pfundskerl gekriegt," raunte man sich in der engen Goldschmiedestraße zu. "Wenn das kein guter Goldschmied wird, verwette ich ein Fäßlein Wein," konnte man irgendwo hören.

Die neun Goldschmiede mit ihren Gesellen und Lehrlingen in ihrer kleinen Gosse, die so eng war, daß sie kaum Sonnenlicht in die winzigen Fenster einließ, lebten in Eintracht. Und nicht nur sie, sondern auch die fast 2000 Einwohner der Stadt spürten, daß sie zusammengehörten. Mittelpunkt der kleinen Stadt war der große Freiplatz, der Markt, wo sich das meiste Leben abspielte.

Außerhalb der wuchtigen Mauern sah es anders aus: Gesindel und Raubritter streunten umher und machten die Gegend unsicher. Draußen, das war eine andere Welt. Die einzige Verbindung zu ihr waren die Händler und die Herolde des Kaisers, die mit ihren Trommeln die Menschen zusammenriefen, um Erlasse und Edikte kundzutun.

Papst Gregor X hatte gerade zu einem neuen Kreuzzug ins heilige Land aufgerufen. Die Stadt hatte zwar Gelder gesammelt, aber mitziehen wollten nur wenige;

Palästina und die Heiden, die es bedrohten, waren fern. Außerdem war die Fertigstellung des Doms wichtiger und jeder Handwerker wurde gebraucht.

So wuchs Albrecht in einer Stadt heran, die dabei war, aufzublühen und sich zu einem wichtigen Warenumschlagplatz zu entwickeln. Oft war er als kleiner Bub in der düsteren Werkstatt seines Vaters und ließ sich dort alles zeigen; er staunte immer wieder, was sein Vater aus dem Gold und den Steinen zu machen verstand. Mit besonderem Stolz aber erfüllte es ihn, wenn sich sein Vater die festliche Kluft anzog, um sich mit den anderen Zunftmitgliedern im Handwerkssaal zusammenzufinden. Keiner in der ganzen Straße sah dann so prächtig aus wie er.

Der Geselle und der Lehrling gehörten mit zu der Familie, in der Albrecht aufwuchs. Sie lebten unter einem Dach, aßen zusammen Frühstück, Mittag und Abendbrot. Seine Mutter kochte vorzüglich und sie waren zufrieden. Was sie in der kleinen Werkstatt herstellten, wurde gut verkauft, aber reich waren sie nicht, denn der Gewinn, den sie erzielten, war nicht hoch, nicht höher als der der anderen. Denn die Preise waren von der Zunft, die auch den Einkauf der Rohstoffe betrieb, festgesetzt; und der Zunftmeister wachte mit strengem Auge darauf, daß die Preise eingehalten wurden. Die Zunft paßte auch auf, daß alle Waren der Handwerker den Anforderungen genügten, die an die Qualität gestellt wurden.

So gab es keine Konkurrenz zwischen den Anwohnern

der Goldschmiedestraße; sie alle kannten sich seit Jahren, sie kannte ihre Fähigkeiten sowie ihre Schwächen und respektierten sich. Über allen von ihnen schwebte als einigendes Element die Zunft, die gemeinsamen Bräuche, das gemeinsame Feiern und Trinken bei den Zusammenkünften. Die Geheimnisse, die zu hüten für jeden oberstes Gebot war, spannen ein unsichtbares Band zwischen ihnen.

In diese Welt, in der es einen Kaiser, die Kirche, einige Landesfürsten, Bauern, Handwerker und Händler gab, in eine Welt, die Gott so, wie sie war, als Mittelpunkt des Alls geschaffen hatte, wuchs Albrecht hinein. Am meisten liebte er die Sonntage, wenn sein Vater ihn zu Spaziergängen mitnahm. Oft gingen die beiden zu dem Bauwerk, das einmal der fertige Dom sein sollte. Wie sehr wünschte sich Albrecht, dort oben im Gebälk, das sich der Vollendung näherte, zu arbeiten. Er bewunderte den Mut der Zimmerleute, die mit ihrem schwarzen Anzug von unten aussahen wie kleine Pünktchen. Immer heftiger wurde sein Wunsch, auch Zimmermann zu werden, doch er behielt ihn für sich, denn er wußte, daß sein Vater andere Pläne mit ihm hatte.

Mit fünfzehn war Albrecht schon fast einen Kopf größer als seine Altersgenossen und war zum Stolz des Vaters der Mutigste im ganzen Viertel. Aber Heinrich merkte auch, daß sein Sohn immer seltener in seine Werkstatt kam, um ihm ein wenig zur Hand zu gehen, und sich statt dessen immer häufiger auf der Dombau- stelle herumtrieb. Deshalb sagte er eines Tages:

"Albrecht, es scheint mir, du hast mehr Geschmack an der Arbeit der Zimmerer als an meiner. Du weißt, wie sehr ich mir wünsche, daß du eines Tages meinen Betrieb als Meister weiterführst. Auf der anderen Seite möchte ich natürlich, daß du in deinem Beruf glücklich wirst. Du bist ein kräftiger Junge und alt genug, dich zu entscheiden. Aber wäge gut ab, mein Sohn, ob dein Wunsch nur die Laune eines Augenblickes ist, oder ein echter tiefer Wunsch." Dankbar sah Albrecht seinen Vater an. Er wußte, wie schwer es ihm gefallen war, ihm die Entscheidung zu überlassen. Überschwenglich umarmte er seinen Vater.

"Du hast Recht, ich habe mich eigentlich schon entschieden, aber ich habe nicht gewagt, es dir zu sagen. Auf der Dombaustelle habe ich gehört, daß ein Meister einen Zimmerlehrling sucht. Oh danke, Vater."

Ernst sah Heinrich seinen Sohn an, lachte dann, als er dessen Eifer spürte und sagte: "Lauf hin zu ihm, mein Junge, meinen Segen hast du, aber ich hoffe, du wirst es nie bereuen."

Sofort hastete Albrecht durch die engen Gassen der Stadt, bis er klopfenden Herzens vor dem Haus des Zimmermannsmeisters stehenblieb. Schnell fuhr er sich noch einmal durch die Haare, dann erst wagte er anzuklopfen. Die Frau des Meisters öffnete ihm und ließ ihn eintreten.

"Du hast es ja wohl sehr eilig," stellte sie schmunzelnd fest, als sie seine roten Wangen sah.

"Ja, ich möchte ja auch noch dabei sein, bevor der

Dom fertig ist," antwortete er.

Sie führte ihn durch die kleine Wohnung über einen Hof in die Werkstatt, wo der Meister mit seinem Gesellen gerade riesige Holzapfen anfertigte.

"Da ist ja unser neuer Zimmermann," begrüßte der Meister den Jungen. "Du scheinst mir nicht gerade ein Schwächling zu sein," fügte er befriedigt hinzu, nachdem er Albrecht einen Moment lang gemustert hatte.

"Unser Beruf braucht ganze Männer, stark und mutig; aber ich glaube, du kannst es zu etwas bringen."

"Ich will mein bestes tun," erwiderte der Junge eifrig;

"Nun gut, so will ich dich dann für drei Wochen zur Probe in die Lehre nehmen; bis dahin wirst du sehen, ob dir dieses Handwerk schmeckt, und ich werde sehen, ob du wirklich so ein tüchtiger Bursche bist. Komm also morgen zur Mittagstunde mit deinen Sachen wieder."

"Auf Wiedersehen, Meister," verabschiedete sich Albrecht und wandte sich zum Gehen.

"Nicht so hastig, junger Freund, willst du nicht noch Konrad, meinen Gesellen, kennenlernen? Ihr werdet ja jetzt zusammen in einer Kammer wohnen, und ich hoffe, ihr werdet euch vertragen."

"Soweit es mich betrifft," sagte Konrad und grinste Albrecht an, "so habe ich wenig Sorge, daß wir nicht zusammenpassen sollten."

Mit seinem Bündel, in das die Mutter seine ganze Habe eingewickelt hatte, stand Albrecht am nächsten Tag pünktlich an der Tür. Als er anklopfte, begann

"Komm rein, mein Sohn," sagte die Meistersfrau, "die Suppe steht schon auf dem Tisch. Du hast gewiß Hunger, stimmts?" Albrecht nickte und ließ sich in die Küche führen, wo der Meister und Konrad bereits am Tisch saßen. "Nimm Platz, und iß ordentlich," lud der Meister ihn ein.

Nach dem Essen wurde ihm das kleine Zimmer hinter der Werkstatt gezeigt, das er ab heute mit Konrad teilen würde. "Groß ist es nicht," sagte der Geselle, "aber wir werden es uns schon noch nett gemütlich machen."

"Ich hoffe sehr," antwortete Albrecht bescheiden, dem alles noch so neu und ungewohnt war. Dieses würde für ihn die erste Nacht sein, die er nicht im Elternhaus verbringen würde.

Bald darauf gingen die beiden in die Werkstatt. "Sieh dich nur erst einmal um," sagte der Meister, "ab morgen sollst du dann wirklich etwas lernen. Weißt du, Holz ist ein wunderschöner Stoff, der je nachdem, wie du ihn bearbeitest, seine Schönheit zur Geltung bringt. Jedes Stück Holz ist einzigartig, auf der ganzen Welt gibt es keins, das ihm gleicht. Und deshalb mußt du lernen, die Werkzeuge so zu benutzen und das Holz so auszuwählen, daß es immer den Zweck erfüllt, den du dir vorgestellt hast. Und wenn du etwas vollendet hast, so wirst du die Zufriedenheit, das Glück fühlen, das gut gelungene Arbeit belohnt." Es muß nicht immer etwas großes sein, was du machst; strebe danach, auch die kleinen Dinge, ohne die das

große Ganze nicht möglich ist, so gut zu machen, wie du nur kannst. Sieh diese Holzapfen an: sie werden bald zwei mächtige Balken verbinden. Wenn ich nicht genug Mühe auf sie verwende und sie zu dick lasse, werden sie beim Einschlagen die Holzbalken sprengen. Sind sie aber zu dünn, so wird die Verbindung nicht halten." Aufmerksam betrachtete Albrecht die Zapfen; sie waren beinahe eine Elle lang und drei Finger dick, einer genauso groß wie der andere.

Als Albrecht und Konrad am Abend in ihren Betten lagen, konnte Albrecht endlich einige der Fragen stellen, die ihm auf der Seele lagen: "Du, sag mal, ist der Meister eigentlich sehr streng?"

"Streng ist er schon, denn er liebt sein Handwerk. Und von dir und mir erwartet er die gleiche Hingabe, die gleiche Liebe zur Arbeit. Wenn du dich aber anständig und willig zeigst, so wirst du gut mit ihm auskommen, denn er ist gerecht, und er wird deine Arbeit zu schätzen wissen."

"Seit wann bist du schon bei ihm?"

"Es sind jetzt bald drei Jahre, die ich hier wohne," antwortete Konrad. "noch während meiner Wanderschaft hörte ich, daß hier ein Geselle gesucht wird, und als ich dann zu Ende getipelt bin, habe ich hier vorgesprochen."

"Du bist gewandert?", fragte Albrecht, der seine Heimatstadt noch nie verlassen hatte.

"Wie es sich für einen wahren Zünftigen gehört: drei Jahre und einen Tag war ich auf der Walz."





"Wie war es, wo warst du überall, was hast du erlebt?" bedrängte der Jüngere den Älteren.

"Das sind viele Fragen auf einmal," gab Konrad zur Antwort, "und wir werden noch viele Nächte Zeit haben, in denen ich sie beantworten kann. Willst du denn auch einmal wandern?"

"Aber ja," erwiderte Albrecht eifrig, "ich will die Welt sehen, andere Städte und andere Menschen kennenlernen; ich möchte ein guter Zimmermann sein, so gut, nein besser als der Meister."

"Du hast dir viel vorgenommen," schmunzelte Konrad, "kaum hast du in unseren Beruf hereingerochen, hast du schon den Kopf voller Pläne. Aber es ist gut, Pläne zu haben," setzte er hinzu.

"Ach weißt du, seit Jahren schon wünsche ich mir, Zimmermann zu sein," seufzte Albrecht, "wie oft war ich schon beim Dom und habe euch zugeschaut. Ist es nicht furchtbar gefährlich da oben?"

"Nun, solange du schwindelfrei bist, und nicht dauernd nach unten siehst, ist es nicht allein gefährlich. Du hast doch nicht etwa Angst?"

"Was denkst du denn; glaubst du, ich hätte mich sonst für diesen Beruf entschieden?"

"Ich meinte ja nur .."

"Nein, Angst hab ich nicht, ich weiß gar nicht, was das ist," unterbrach Albrecht schnell. "Aber etwas ganz anderes wollte ich noch fragen," fügte er versöhnlich hinzu, "warum hat euer Anzug eigentlich so weite Hosenbeine? Bleibt man da nicht leicht ir-

gendwo hängen?"

"Der Grund ist ganz einfach, hast du schon mal Holzspäne im Schuh gehabt?"

"Nein."

"Also ich kann dir sagen, das ist ganz schön unangenehm. Und damit einem die Späne nicht dauernd in die Schuhe fallen, haben wir so weite Hosen. Und der breitrempige Hut verhindert, daß wir Späne ins Gesicht kriegen. Du siehst, das hat alles seinen Sinn, das hat also mit Schönheit nichts zu tun. Aber jetzt sollten wir schlafen, morgen müssen wir früh aus den Federn."

"Also dann gute Nacht; und danke für die Erklärungen."

Die nächsten Wochen vergingen für Albrecht wie im Flug; alles war so neu und aufregend. Er hatte kaum Zeit, an seine Eltern zu denken, so sehr nahm ihn das, was er jetzt sah und lernte, gefangen. Zwischen ihm und Konrad hatte sich eine echte Freundschaft entwickelt und Albrecht war immer stolz, wenn der baumlange Konrad ihn als seinen Freund vorstellte. Auch mit dem Meister und dessen Frau kam er ausgezeichnet zurecht. Längst war die Probezeit vorbei, und der Meister hatte nichts an ihm auszusetzen gehabt. Im Gegenteil, er freute sich über seinen eifrigen und wißbegierigen Lehrling.

So war Albrecht mit seinem neuen Leben sehr zufrieden, es gab nur eine Sache, die sein Glück trübte: er durfte nicht mitkommen zu den wöchentlichen Zunft-

treffen. Es gab ihm immer einen leichten Stich, wenn Konrad spät in der Nacht lachend und ein wenig ange-trunken nach Hause kam. Wie gerne würde er mitgehen in den Handwerkssaal, von dem er ausgeschlossen war. Aber er wußte, daß er erst nach Beendigung der Lehrzeit in die Zunft aufgenommen werden könnte. Das gehörte zu den Zunftregeln, und die waren, wie Konrad ihm im Vertrauen mitteilte, manchmal ganz schön streng.

"Gestern wurde ein Geselle getrudelt," erzählte Konrad ihm eines Morgens.

"Was ist das denn?" fragte Albrecht.

"Stell dir eine Kuchenrolle mit Holzpiecksern darauf vor. Auf so eine Rolle wirst du dann raufgelegt und vier Leute ziehen dich an Händen und Füßen darüber. Du kannst dir sicher vorstellen, wie das wehtut."

"Aber was hat er denn getan, daß er so hart bestraft wird?" fragte Albrecht entsetzt.

"Durch seine Schuld wäre beinahe einem anderen ein Balken auf den Kopf gefallen. Doch er hat noch im letzten Augenblick zur Seite springen können, aber dabei hat er sich das Bein gebrochen."

"Werden häufig Leute getrudelt?"

"Nein, das kann man nicht sagen. Aber eine Geldstrafe kommt schon ab und zu mal vor. Das passiert bei kleineren Vergehen."

"Was für kleine Vergehen?"

"Wenn dir zum Beispiel ein Knopf an der Jacke oder der Weste fehlt, mußt du eine Strafe in die Zunftkasse

bezahlen."

"Aber ist denn so ein Knopf so wichtig, daß man dafür bestraft werden muß?"

"Nun, paß auf. Woran erkennst du einen rechtschaffenen zünftigen Zimmermann?"

"An seiner schwarzen Kluft und der Ehrbarkeit."<sup>1</sup>

"Was glaubst du, wer ihn als Zünftigen erkennt?"

"Wahrscheinlich jeder."

"Siehst du, jeder sieht, daß da ein Zünftiger herumläuft mit abgerissenen Knöpfen, oder einem Riß in der Hose. Und das macht eben einen schlechten Eindruck und fällt auf uns alle zurück. Nachher heißt es noch, die Zimmerer laufen alle so unordentlich herum. Siehst du, ein jeder von uns ist ein Stück der Zunft, und so ist es eben Aufgabe eines jeden, ihr Ansehen zu bewahren."

Lange dachte Albrecht darüber nach; es war ihm noch nie in den Sinn gekommen, daß einzelne das Ansehen der Zunft verderben könnten. Jetzt fiel ihm auch ein, was sein Vater ihm einmal, als er noch klein war, erzählt hatte: Ein Goldschmied hatte einmal versucht, minderwertiges Gold zu verkaufen. Als sich dann ein Kunde beim Zunftmeister beschwert hatte, wurde der Betrüger geächtet. Er wurde aus der Zunft ausgeschlossen und aus der Stadt getrieben. "Der wird bestimmt nie mehr als Goldschmied arbeiten können, nirgendwo," hatte sein Vater damals noch hinzugefügt. "Wo immer er sich

1 Ehrbarkeit: eine Art Schlips mit dem Zeichen der Zunft

auch niederlassen will, ist sein Vergehen bereits bekannt."

Damals hatte Albrecht derartig harte Maßnahmen nicht verstehen können, aber jetzt regte sich in ihm das Ehrgefühl und er sah ein, daß es wohl notwendig war, Leute, die die Ehre des ganzen Berufsstandes verletzten, so zu bestrafen.

Nach drei Jahren hatte Albrecht ausgelernt und war ein tüchtiger ehrgeiziger Zimmermann, dem jetzt die Gesellentaufe bevorstand. Stolz und doch ein wenig zaghaft sah er diesem Ereignis, mit dem er zugleich in die Zunft aufgenommen werden würde, entgegen. Denn Konrad hatte ihm schon anvertraut, daß es dabei recht derb zugehen würde:

"Jeder Geselle wird dir dabei mit einem Holzstock einen über den Allerwertesten ziehen; danach wird es deine Aufgabe sein, alle zu bewirten, immer mit gefüllten Gläsern herumlaufen, selbst wenn du das Gefühl hast, dich nicht mehr bewegen zu können."

Als es soweit war, zog sich Albrecht die beste Kluft an, und wurde vom Meister und Konrad in den Handwerksaal geführt, der festlich ausgestattet war. Albrecht war traurig, daß sein Vater nicht dabei sein durfte, um seine Aufnahme in die Zunft mitzufeiern; aber die Goldschmiede hatten, wie jeder andere Berufszweig, seine eigene Zunft, zu deren Treffen Fremde nicht zugelassen wurden.

Feierlich wurde die Fahne entbreitet, und die Lade, in der die Zunftbücher, die Gesetze und die Zunftkasse

untergebracht waren, geöffnet. Ein ehrfürchtiges Beben erfüllte Albrecht, als er endlich eingebunden wurde. Diesen Augenblick, die Verleihung der Ehrbarkeit, hatte er ja so lange herbeigesehnt, der ihn nun zum vollwertigen Gesellen machte. Jetzt gehörte er dazu. Die langen Reden der verschiedenen Meister glitten an ihm ab, so sehr war er von dem, was er sah und fühlte gefangen.

Dann mußte er schwören, sich immer rechtschaffen und sauber zu verhalten, die Zunftgesetze zu achten, andere nicht zu übervorteilen, und immer danach zu streben, die Arbeit so zu tun, daß alles was er machte, das Beste ist, wozu er in der Lage sei.

"Ich schwöre," sagte er mit erhobener Hand, worauf der Zunftmeister ihm dann die Ehrbarkeit umband. Kaum war das geschehen, fingen alle Versammelten an zu klatschen und zu singen. Nachdem jeder ein Glas Bier getrunken hatte, mußte sich Albrecht mit dem Oberkörper auf einen Tisch legen und dann geschah das, was Konrad ihm schon mitgeteilt hatte: jeder nahm einen Holzknüppel und haute ihm einmal auf den verlängerten Rücken.

'Hoffentlich überlebe ich das,' dachte Albrecht und verzog das Gesicht vor Schmerz, beherrschte sich jedoch, auch nur einen Ton von sich zu geben.

"Geselle Albrecht, erhebe dich und tu deine Pflicht," hörte er plötzlich und wußte, daß er nun erlöst war. Er humpelte zum Bierfaß, füllte Gläser, verteilte sie, stieß mit den anderen an, füllte neue Gläser. Spät in der Nacht wankten sie nach Hause.

"Meister, ihr wißt, daß es mich in die Fremde zieht,"

sagte Albrecht einige Wochen später. "Ich habe viel gelernt bei euch, aber ich glaube, es gibt noch viel zu lernen, deshalb zieht es mich fort."

"Du hast Recht, mein Junge," erwiderte der Meister, "von mir kannst Du nichts neues mehr lernen. Darum rate ich dir, begib dich in den Süden Deutschlands, dort wird anders gebaut, dort wirst du viel neues dazulernen. Und noch etwas, das wird dir zwar auch noch der Zunftmeister sagen, aber du bist ja fast mein Sohn: halte dich aus unehrenhaften Händeln heraus. Denk daran, wer du bist und was du bist: ein Teil der Zunft, also bleib rechtschaffen."

Bei der nächsten Zusammenkunft stellte Albrecht den Antrag, fremdgeschrieben zu werden, dem selbstverständlich stattgegeben würde. Noch einmal mußte Albrecht vor der geöffneten Lade stehend, den Blick auf die Fahne gerichtet, Schwüre leisten, noch einmal wurde er auf seine Pflichten hingewiesen; zum letzten Mal trank und feierte er mit den ihm jetzt schon vertrauten Zunftgesellen. Drei Jahre lang würde er keinen von ihnen sehen; Abenteuer, neue Menschen und neue Städte warteten auf ihn.

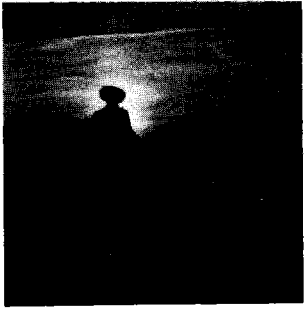
dietrich eicke







der schwarze papalagi



"Heh, Taase, was tust du dort, was treibst du den lieben, langen Tag? Spielst nicht mit den anderen am Bad, fischest nicht, bist nicht mit ihnen hinauf in die Plantage. Was, laß mal sehen, was treibst du so den Tag?"

"Ich, ich ..., ach, seh her, Pau, ich baue einen Stuhl. Aber es will nicht recht, ich kratze mir jedesmal den Hinterkopf und auch die Haare. Warum bloß wills nicht, wie es soll?"

Unten beim Pastor, Pau, da haben sie viel Holz und dazu haufenweise rostige Nägel, die nahm ich mir gestern mit, weil, weil - du weißt, der papalagi.<sup>1</sup> Sahst, wie er nicht richtig sitzt und es nicht kann, die Mahlzeiten über und auch das Gebet hindurch brav ausharrt in unserem Sitz,<sup>2</sup> aber dann bewegt er sich, sucht neue Sitzpositionen, streckt heimlich seine Beine. Ich glaube er wird sich freuen, wenn er einen Stuhl von mir bekommt."

"Und du willst ihm den bauen? Wird er sich nicht unwohl fühlen, über uns zu thronen?"

1 papalagi - (sprich: papalangi) - auf Samoa der weiße Mensch

2 Schneidersitz auf dem Fußboden

Werden wir uns nicht unwohl fühlen, wenn wir beim Rundblicken in unserer Augenhöhe plötzlich zwei Knie erblicken, und an ihnen herabbaumelnd zwei unbedeckte Füße?

Du weißt, uns ist dieses eines der schlimmsten Nachlässigkeiten, unverhüllte Füße, auf uns weisend:

uns wird keine Mahlzeit bekömmlich sein, wir werden zerschnitten sein wie mit einem Buschmesser und unser Gebet wird nicht erhört werden."

"So werde ich zwei Stühle bauen; Nägel habe ich genug, Holz werde ich vom Kirchnerneubau bekommen, ich werde sie fragen und sie werdens mir schon geben.

Und hier die Säge und den Hammer habe ich von Lono geliehen. Er sagte, daß es nicht eile, er brauchte sie augenblicklich nicht;

wenn ich doch bloß verstände, den Stuhl zu versteifen. Man sitzt drauf wie auf einer Palme im Sturm, nirgends Halt, nur ein bedingungsloses Klammern an den Stamm und selbst der fehlt diesem Stuhl.

Der Stuhl des Pastors ist weitaus stabiler, wenn sogar der Pastor darin sitzen kann und dieses seit Jahren und dem Stuhl schadets nicht, der Pastor redet noch immer ganz klar.

Ich werd gleich zu ihm gehen und mir den Stuhl beschauen. Soll ich Wasser oder etwas anderes aus dem Dorf mitnehmen?"

"Nein, aber höre, Taase, was helfen denn zweie, wenn einer schon das Essen verdirbt?"

"Er wird sich nicht so einsam fühlen, und zwei wer-

den thronen, von uns einer und der Papalagi, aber, mit dem Essen - hmh, das bleibt verdorben ..."

"Und der unter uns, der mit dem Papalagi sitzt, wirds aus Höflichkeit tun, aber Schmerzen wird's ihm zufügen, das Sitzen auf dem Stuhl, die Lähmung des Rückens und die Streuung von Bitterkeit in unsere Speise."

"So, laß sie doch einfach abseits von uns sitzen. Dort drüben zum Beispiel sehen wir nicht ihre Füße, sie werden nicht unhöflich, niemandem wird Bitterkeit zuteil. Wir werden in Ruhe und ungestört beten und essen können."

Ja, so werden wir es machen, zwei Stühle dorthin in die Ecke."

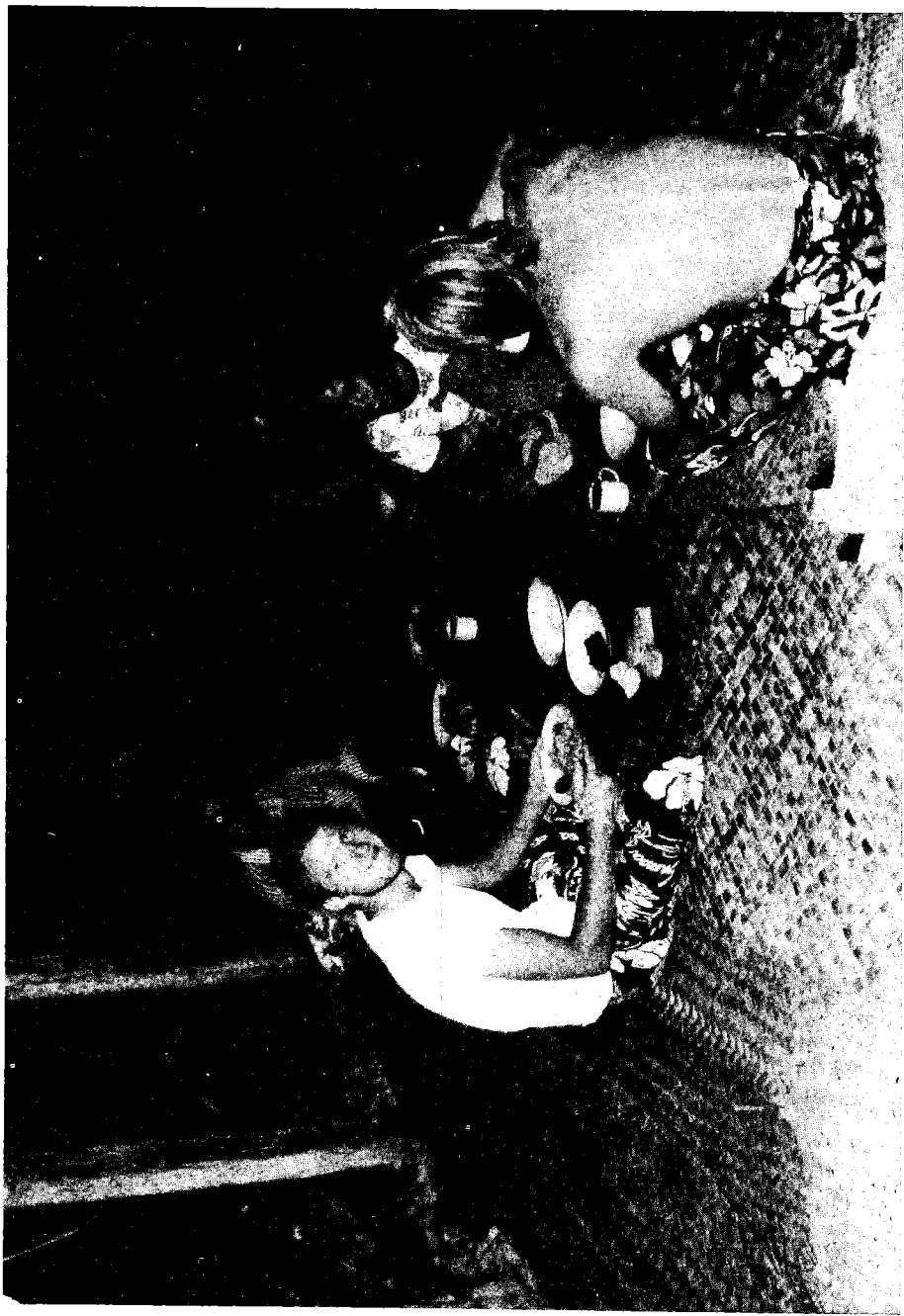
"Und das Essen, wer soll's ihnen reichen, vom Boden her, wo bei uns die Pötte reihum gegeben werden, von Hand zu Hand, und belassen in der Mitte?"<sup>3</sup>

"Die Mitte liegt zwischen den beiden und zwischen den beiden wird ein Tisch stehen, den ich bauen werde. Er hat vier Beine, die nicht laufen können und einen flachen Kopf, der nicht denkt."

"Und du wirst dieses alles bauen, du Taase, jetzt wo du spielen könntest, wo du toben dürftest, und wirst älter werden, denn sage, was wird sich dem Tisch, den beiden Stühlen hinzufügen?"

Ein Zweistuhl, auf dem wir beide werden zusammen-

3 samoanisches Essen erfolgt auf dem Boden in der kreisförmigen Sitzordnung



sitzen und sprechen können, ein Bett, auf dem wir schlafen, ein Dach, ein Haus, zwei Häuser, Ummengen von Häusern, mit dieser Säge und diesem Hammer, die dann deine eigenen sein werden, gebaut.

Du wirst es nicht aus Höflichkeit angehen, wirst sie nicht einfach so bauen, oder, laß mich dich anschauen, vielleicht doch, vielleicht du, aus einer Freude heraus, das würde ich dir ansehen, oder womöglich wegen dieser Erfolgskurve des Gelingens: aus ein mach zwei, dann drei, dann vier. Oh, jetzt erinnere ich eine eigentümliche Geschichte, ist lang her, seitdem ich sie erzählte, ganz putzig, jetzt schiebt sie sich mir erneut in die Sinne:

Deine Mutter war damals ein noch junges Mädchen, eines der blühendsten im ganzen Dorf, sie war oft beim Pastor, pflegte dessen soeben geborenes, leicht kränkliches Kind, so wie sie die jüngsten seiner Kinder allesamt fast wie eine Mutter kannte, und manchmal, in des Pastors Auftrag, nahm sie den Bus und besorgte Dinge in Apia,<sup>4</sup> blieb dort 2, 3 Tage, manchmal länger, jedoch niemals kürzer und brachte jedesmal einen Schwung neuer Dinge mit. Zucker, die neuesten lava-lavas (samoanischer Wickelrock), für jeden kleine Geschenke, sie dachte an die Alten und an die ganz Kleinen, und einen Haufen guter und schlechter Nachrichten, Geschichten über gute oder

4 Apia - einzige Stadt der Republik Samoa,  
Zentrum

schlechte Veränderungen, die nicht nur den Matais<sup>5</sup> zu Ohren gelangten und im Fono<sup>6</sup> diskutiert wurden, nein, auch hier in unserer Fale<sup>7</sup>, abends bei Kerzenschein und einigen Tassen Kakao, wenn die Sterne schon schienen und der Mond sein Licht über unser Dorf breitete, fragten und sprachen wir heftig miteinander über ihre übermittelten Neuigkeiten.

Ja, ich erinnere, damals überfiel uns immer ein Gefühl von Neugierde, wenn ihre Rückkehr zu erwarten war.

Dieses Mal war es nicht anders. Sie sprang beschwingt aus dem noch fahrenden Bus, so elanvoll, so voller Lebensfreude, als ob die drei Tage in Apia sie auf eine geheimnisvoll-sonderbare Weise ermunterten, ihre volle Lebensenergie zu entfalten. Sie war da so anders als wir andern, die wir meist matt, ausgelaugt und sehr müde von solch einer weiten Reise heimkamen. Der Busfahrer reichte ihr die neuen, mitgebrachten Dinge, sie konnte sie kaum tragen und wir halfen ihr das letzte Stück hinauf zur Fale.

"Ihr, ich habe einen Papalagi getroffen, er sagt, er wird uns besuchen kommen, als ich ihm unseren Wohnort und den Weg hierhin erklärte," konnte sie das Neuste nicht länger verbergen und sprudelte es in un-

7 Fale - samoanischer Pfahlbau, offen und transparent, Wohnort der Familie

8 Matai - Familienoberhaupt

9 Fono - Ratssitzung der Matais



sere Gesichter. - Gut, sagten wir, schön.

Ein Papalagi, was Besonderes war schon daran, was würde es ändern, nichts, rein garnichts.

Wir würden unser Tageswerk weiterhin verrichten, ob mit oder ohne ihn, aber für deine Mutter, Taase, verhielt es sich anders.

Sie war mit seltsamer Tiefe in den kommenden Tagen unserem Leben entrückt, wir merkten, daß sie sich mit dem bevorstehenden Besuch beschäftigte, ihrem Besuch. Wir schmunzelten darüber und neckten sie mitunter, ließen ihr aber ihr Geheimnis, das sie voller Behutsamkeit pflegte, uns ganz fremd, diese Pflege von Geheimnissen."

"Ja, aber Pau, was erzählst du mir dies alles. Ich wills nicht mehr hören. Mutter, erzählte sie mir neulichst, findet nichts Besonderes an unserem Besuch und überhaupt, ich will mir frische, ungerostete Nägel holen, der Stuhl, siehe, der wackelt und du hilfst ihm nicht mit deinen Geschichten."

"Warte, vielleicht helfe ich ihm doch, vielleicht nicht ihm als vielmehr seinen Brüdern, indem ich dir helfe, indem ich dir etwas erzähle. Warte nur, ich spreche heut nicht ohne einen Grund."

"Wie? Du hilfst mir? Sieh' nur den Stuhl, Pau, er krankt noch immer."

"Nun höre. Der Papalagi kam bald und blieb 2 Monate. Deine Mutter wurde gehänselt und es wurde hinter ihrem Rücken mächtig getratscht, denn sie und der Papalagi gingen gemeinsam zur Plantage, machten gemeinsame,

längere Spaziergänge,<sup>8</sup> entzogen sich häufig unseren Augen und du weißt, wie schnell so etwas Gerüchte heraufbeschwört, gerade unter denjenigen, die ihr den Papalagi neideten.

Doch eines Tages, ziemlich zum Ende seines Besuches, kamen gröhrende Kinder aus dem Nachbardorf gelaufen. Laut schrien sie und verlangten nach unserem Papalagi. Keiner verstand richtig, was eigentlich sie meinten; in ihrer Aufregung purzelten sie über Wortkrümel; von einem weiteren Papalagi redeten sie, einem zweiten, der den unsrigen suchte.

Natürlich waren wir aufgeregt; für Jahre war hier niemand in unsere Welt hineingesegelt und plötzlich trat der Strom über seine Ufer.

Auch dieser würde nichts ändern, würde uns unser Gleichmaß nicht greifen, so unmittelbar aus den Händen.

Es verstrich keine Stunde, da sahen wir eine dunkle, schwarzgekleidete Gestalt sich diesen Hügel heraufschleppen.

Es war beinahe, als verdunkele sich die Sonne unter ihrem riesigen, breitkrepfigen Hut. Schier alles Licht sog sie auf ihre Fremdheit, ein schwarzer, lichtsammlender Stern inmitten unserer Farbigkeit.

Mit ihrem Nahen sahen wir, daß es ein Mann war, der im Schwarz, in des Teufels Tracht steckte, ein weißer

<sup>8</sup> längere Spaziergänge eines heterogenen Paares sind in Samoa ungewöhnlich

Mann, recht jung, mit unzähligen Schweißperlen, die ihm an den Schläfen zu Rinnsalen gebaren und die er mitunter mit seiner Zunge und einem Deut Machtlosigkeit erschleckte.

Er trug eine Hose, wie wir sie niemals zuvor gesehen hatten, aus dickem, schwarzem Stoff und weit wie Segel an seinen Beinen; damit es ihn weit, weit forttrage, wie er mir später einmal erzählte, und den schwarzen, breitrempigen Hut, damit sein Kopf mit seinen Beinen schritthalte.

Sein weißes Hemd triefte, es war weit geöffnet. Einen Steinwurf von unserer Fale entfernt verlangsamte er seinen schleppenden Gang, seine quälenden Schritte stoppten die Marter. Unbeholfen öffnete er sich sogleich seine ihm die Gewandtheit und Eleganz raubenden Stiefel, um seinen Füßen Atemluft hinzureichen, und mit diesem Hauch Frische, welcher seine Füße umschwirrte, umsäuselte, mußten ihm die Worte gekommen sein, denn er wartete nur und sprach kein Wort.

Mit unserem Papalagi, seinem Freund und der Gast deiner Mutter, verschwand er bald, Licht und Vorahnung hinterlassend, daß hinter ihm etwas Besonderes stände, wie so oft hinter dem weißen Mann etwas seltsam Fremdes und Eigenartiges steckt, aber diesmal, wirklich diesmal, da war es etwas Ganz-Außerordentliches, mußte es sein, sowie es das Licht ansog, unsere Nachbarn, die in kürzester Zeit zu uns kamen und gleich Kanonliebhabern dasselbe fragten. Worauf

wir natürlich genausowenig zu antworten wußten; uns blieb nichts als der Lichtverdunkelung von Neuem ins Auge zu sehen und so verblieben wir in wartender Spannung, warteten und warteten.

Sie kamen spät; es war längst die Nacht eingefallen und das Tageslicht hatte sich auf dem bekannten Wege selbst die Kraft gestohlen, aber es saßen einige unter uns, die mutmaßten, daß er, sei er des Lichtstehlehs vermögens, er es auch wieder ausstrahlen könne!

Sie wurden enttäuscht; es geschah nichts, rein gar nichts, keiner phantastisch-mythischen Idee wurde Vorschub geleistet, rein nichts geschah, bis auf daß sie sich ermüdet und erschöpft niederließen, das Abendgebet sprachen,<sup>9</sup> anfangs murmelnd, jedoch immer kräftiger werdend. Wir verstanden nicht ihre Worte, die Worte des Gebetes, aber wir spürten, daß sie mit ihrer sich auf die Stimme übertragende Ausdrucksfestigkeit Ehrlichkeit gewannen, wir spürten, daß Gott uns wohl erhörte, auch durch die schwarze Stimme hindurch.

Was nur mochte es bedeuten; warum diese schwarze Kleidung, in ihrer Schwere, ihrer Trauer, ihrer Behäbigkeit so ganz das Gegenteil unserer leichten, luftigen, lebensschwindeligen lava-lavas? Warum trug er sie hier in der Hitze? Er mußte aus einem kalten Land kommen, einem dunklen Land. Und dort, laufen

9 Vor dem Essen wird das Abendgebet gesprochen. Dazu wird manchmal der Gast aufgefordert.

dort alle Menschen so herum, so unheimlich, als laste Trübsal dort irgendwo, auf irgendwelchen?

So dachte ich in dieser Nacht; ich glaube, alle, die neben mir schon längst in tiefen Schlaf gefallen waren, sie hatten ihn längst vergessen, schliefen so ruhig.

Sie hatten ihn gesehen und "gutso", gleich anschließend liebten und liebten sie unser Leben in all seiner Unbedingtheit fort.

Ich dagegen konnte nicht einschlafen, lag lange wach. Irgendetwas hatte sich in mich geschlichen, was mir einen Gutteil jener Nacht stahl.

Am kommenden Morgen schließlich, da zerbarst die mehr oder weniger schlaflos zugebrachte Nacht unter der Erklärung, eng mit dem nächtlichen Irgendetwas in Einklang stehend, die er mir während des Frühstücks gab.

Und was wohl meinst du, Taase, was wohl wird er gewesen sein, der Schwarze?"

"Ich weiß nicht."

"Na, Hausbauer und Zimmermann war er und auch Stühle konnte er bauen."

"Aber was hat das denn mit dem Schwarz zu tun? Unsere Hausbauer brauchen doch keine schwarze Kleidung, um gute Häuser und Fales bauen zu können."

"Das stimmt. Aber in seinem Lande gab es eine Vereinigung von Männern, etwa wie unsere 'aumaga'<sup>10</sup>, die

10 - aumaga - Vereinigung samoanischer Männer ohne Titel, die für alle handwerklichen und lebensver-sorgenden Tätigkeiten zuständig sind.



allesamt Zimmerleute waren und alle diese, weil sie Hundertlinge, Tausendlinge waren, kleideten sich in dem gleichen Stoff."

"Und, Pau, hat er dir erzählt, wie ein Stuhl sich stark wächst?"

"Nein, das nicht, aber wie du andere, deine Stühle bauen sollst?"

"Hat er gar nichts erklärt, über Nägel, wo sie hingeschlagen werden sollen, übers Holz, wo es gesägt, über die Lehne, wie sie meinen Rücken fangen kann?"

"Nicht viel darüber. Er war auf der Reise und meinte, hier bei uns gäbe es nicht viel für ihn zu tun. Er war nicht zum Arbeiten gekommen."

"Aber wie ich die anderen Stühle zu bauen habe, darüber hat er was erzählt; über den zweiten, sagtest du das nicht?"

"Ja, Taase, du bist hartnäckig, er erzählte mir vieles, darüber und vieles mehr. Er hatte schon viele Dächer gebaut in seiner Heimat, Dächer, die den Regen und die vielen fremden Blicke von den Dachbesitzern forthalten. Es sollen Hunderte von Menschen sein, die dort ein einziges Dach besitzen und damit diese vielen hundert Menschen unter diesem einen wohnen können, liegen die Dächer hoch oben unterm Himmel.

Und dort ists, wo er arbeitet. Und unter den Dächern stehen Unmengen von Stühlen, mehr als dort Menschen leben und die sind alle gemacht von Maschinen, erzählte er, aber dort oben, unterm Himmel, seien Maschinen nicht mehr übermächtig. Ach, du weißt nicht,

was Maschinen sind? Das sind Messer, die von selbst schlagen und schneiden. Sägen, die von selbst sägen, Hammer, die von selbst hämmern, die dem Menschen aus der Hand genommen sind, ihm gestohlen wurden, die er sich, der weiße Mensch, selbst gestohlen hat.

Und er liebte das Freie unter dem Himmel, weil dort er frei und tief atmen konnte; und viele der schwarzen Hundertlinge liebten es mit ihm, und die Häuser wurden höher, zehnmal so hoch wie unsere Palmen, zwanzigmal;

und neben den "Schwarzen" gibt es "Weiße" und "Graue" und die Grauen seien Millionenlinge und bewirkten, daß die "Schwarzen" immer höher in die Lüfte müssen, um sich frei zu fühlen, und einmal meinte er: "Einmal werden wir schweben, schweben wollen und dem abendlichen Abstieg uns entsagen, entsagen müssen."

Plötzlich hielt er inne; er schwitzte; so gern er mir's auch verdecken wollte, es gelang ihm nicht und schließlich setzte er mit einer beruhigten Stimme fort:

"Aber ich liebe es, wenn mein Kopf zur Hand wird, in der ich den Hammer halte, mit der das Holz ich zum Gebrauch säge. Ich liebe es, wenn mein Gefühl zum Holz selbst wird, trotz allem. Zu wenige, hölzerne Dinge werden aus diesem Holz gebaut."

Und ich selbst denke, zu wenig Stühle, Taase. - Damit erhob er sich und schritt hinab zu unserer Baustelle, wusch sich seinen Schweiß von der Haut, tauchte und erfrischte sich im Naß und ich sah, wie



er, der in Schwarz Gekleidete die Sonne auf seiner bleichen Haut kostete. Selbst die Sonne, glaube ich, freute sich über ihren Fund eines unbescholtenen Fleckchens Haut. Dabei jauchzte er vor Freude.

Zwei Tage später brachen beide Papalagis auf, sie wollten nach Asau, wollten Faleolupo und andere Dörfer besuchen.

Deine Mutter, ja, wir alle waren traurig an jenem Tag.

Abschied fällt immer schwer, du weißt, und mir rollten Tränen über meine Wangen. Aber sie rollten, um in meine Haut einzutrocknen und da ich dies wußte, wischte ich sie nicht fort."

"Also, liegt es am Holz, ganz sicher, du sagst, es liegt am Holz; ich werde anderes Holz nehmen, ich weiß schon woher; es ist etwas rötlicher und fein und glatt; deshalb nahm ich es nämlich nicht beim ersten Male. Hätte ich das gewußt. Jetzt werde ich ein zufriedener Stuhlbauer."

"Ja, Taase, versuch es ruhig, vielleicht gelingt's im zweiten Versuch besser.

Übrigens, wenn dir ein Stuhl geglückt sein sollte, würdest du dann auch mir einen bauen, aus diesem hier, dem Übriggebliebenen?"

"Ich werde dir einen schenken, Pau, einen, der ist ganz für dich. Ich gehe nun und bringe einen Eimer Wasser mit herauf."

"So gehe nur, - es ist nicht der Stuhl, es ist der Mensch, den du siehst."

thies matzen

## die umkehrwanderung



Vor 365 Jahren, 1615, schlossen 3 junge Edelleute, Brüder, ihre Studien ab. Der jüngste (ein direkter Vorfahr von mir mütterlicherseits) war 1595 geboren. Er begann jedoch sein Hochschulstudium schon 1608 mit 13 Jahren. Er muß ein ganz

heller Bursche gewesen sein, denn er hatte schon am Unterricht seiner etwas älteren Brüder durch Hauslehrer und Pastoren in der Heimat gleichrangig teilgenommen. Vielleicht spielten aber auch beim Vater ökonomische Überlegungen eine Rolle. Es war damals bei jungen Leuten seines Standes üblich, daß sie durch einen akademischen Aufpasser begleitet und überwacht wurden. Dieser verwaltete die väterlichen Dukaten, hielt zum ernsthaften Studium an und seine Schützlinge nach Möglichkeit aus Händeln, Schulden und alkoholischen Exzessen heraus. Da der Betreffende meist nur wenige Jahre älter war, entstanden daraus oft lebenslange Freundschaften. In unserem Falle war es der Magister Samuel Dreesenius, der diesen Posten versah. Er war später Rektor des Joachimthal'schen Gymnasiums, einer sogenannten "Ritterakademie", die durch zahlreiche Stiftungen großen Land- und Forstbesitz hatte und bis in unsere jüngste Vergangenheit florierte.

Die ersten 3 Jahre verbrachten die 4 auf der damals

blühenden Universität in Frankfurt/Oder, wo die Studenten ihr Examen ablegten. Dann sollte es weitergehen in Wittenberg, der damals berühmtesten Uni. Aber da war gerade wieder einmal eine Pestwelle ausgebrochen und so zog der Magister mit seinen Schützlingen weiter nach Marburg, später nach Erlangen und Heidelberg. Hier schied Mag. Dr. aus und der Praeceptor Sebastian Winklerus, der später "Justitiar" (Justizsenator) der Freien und Hansestadt Lübeck wurde, übernahm sein Amt.

Die Studienfächer waren weit gefächert und muten z. T. heute etwas merkwürdig an.

In Frankfurt ging es hauptsächlich um Latein und Griechisch, das mein Vorfahr so beherrschte, daß er sich mit dem Patriarchen der Ostkirche fließend unterhalten konnte. Später ging es dann um Jura, Logik, Ethik, Politik, Physik, Geometrie, Astronomie, Geographie, Geodaetik, aber auch um Chiromantie, die Feuerwerkskunst, medizinische Kräuterkunde und - das wird besonders erwähnt - "sie wohnten einer Anatomie bei". - Als Sport wurde mit Degen und Florett gefochten, geritten, Karossen gelenkt und gejagt.

Den Abschluß bildete eine "peinliche" Befragung durch die Professoren und eine "öffentliche" Disputation.

Und es kam eben die "Perigrination" (Umkehrwanderung), die schon im frühen und Hochmittelalter bei studierten jungen Edelleuten und städtischen Patriziersöhnen eine Selbstverständlichkeit war. Schon der



Großonkel dieser Brüder landete dabei in Spanien und Portugal und fuhr schließlich (obwohl weder Seemann noch Soldat) sozusagen als "Hospitant" mit Vasco da Gama um die Welt.

Unsere Freunde begaben sich mit ihrem Praeceptor nach Straßburg, ins Elsaß, die Schweiz, Genf, Savoyen, Dauphinec, Languedoc, nach Marseille, von dort zu Schiff nach Ostia, Rom, durch die mittel- und nord-italienischen Herzogtümer und Stadtrepubliken über die Alpen nach Frankreich, wo Kardinal Richelieus Stern gerade aufging. Ludwig XIII. war gerade 15 Jahre alt.

Von dort ging es nach England an den Hof Jacobs I. Zurück auf den Kontinent zu den Oraniern in die Niederlande und nach einem Besuch bei den Welfen in Hannover und Braunschweig zurück zum heimatlichen Schloß Tylsen (wo ich auch aufgewachsen bin und wo meine Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits in einer Entfernung von 25 km im Kreise Salzwedel (westl. d. Elbe) von Albrecht dem Baeren bis Wilhelm Tieck zuhause waren. Die jungen Leute brauchten damals zu dieser Reise 2 Jahre. Sie kehrten 1617 zurück. Ge- reist wurde zu Pferde oder in gemieteten Kutschen. Einige Male wurden sie überfallen, konnten sich aber der Angreifer erwehren. Nur einmal in einer savoyar- dischen Herberge wurden sie total ausgeraubt und muß- ten sich durch einen vertrauensvollen italienischen Bankier wieder flott machen lassen.

Hier könnte mein Bericht enden, aber auch der wei-

tere Lebenslauf des Hempo von dem Knesebeck war so bewegt und berührt z. T. auch Eure Heimat, daß ich ihn dem Historiker Yogi nicht vorenthalten möchte.

Unser junger Freund, er wurde gerade 23, hielt sich nicht lange bei seinem alten Vater, dem Kurbrandenburger Geheimrat und Landeshauptmann der Altmark auf. Er reiste schnurstracks nach Süden zu einem Mann, der einer der schillerndsten Persönlichkeiten dieser Zeit war, dem Fürsten Christian I. von Anhalt-Jербst, der in der zweiten Generation Kanzler und Vertrauter der ehrgeizigen Plälzer Kurfürsten war und dessen Wohlwollen der junge Knesebeck schon in Heidelberg gewonnen hatte. Er traf den Fürsten in Arnberg in der Oberpfalz (bayr. Wald), wo dieser als Statthalter der Kurfürsten residierte und deren ehrgeizigen Pläne verfolgte. Sie alle gehörten zu den calvinischen, scharfmachenden Reformierten, die die gegenreformatorischen, katholischen österreichischen Habsburger und ihre herzoglichen bayerischen Wittelsbacher Vettern erbittert bekämpften und eine reformierte Kaiserkrone anstrebten. Gerade von der Oberpfalz aus in nächste Nachbarschaft zu den Böhmisches Ständen, die seit dem Feuertod des Jan Huss gegen Habsburg, Österreich und das Kaisertum Sturm liefen. Die Dinge standen im Sinne Anhalts gut. Die von den calvinischen Reformierten gegründete Union bekam Gewicht gegenüber der vom Bayernherzog und seinen Habsburger Verwandten gegründeten "Katholischen Liga". Gesteuert von Anhalt kam es zum Prager Fenstersturz und zur Abwahl des

Kaiserbruders als König von Böhmen. Anhalt machte den jungen Mann zu seinem persönlichen Geheimrat. Der Fürst schickte ihn zu Verhandlungen an den Dresdner Hof, denn die lutherischen sahen die Gefahr für das Reich. Von dort ging es nach Crailsheim in Franken, um Bundesgenossen zu gewinnen, zum Convent der unio-nierten Fürsten in Piemont, zum Herzog von Bayern in München, den man den Habsburgern abtrünnig machen wollte, nach Heidelberg zum Kurfürsten von der Pfalz, um ihn von der Lage in seiner entfernten Ostprovinz und von seiner bevorstehenden Wahl zum König von Böhmen zu informieren.

Kurfürst Friedrich V., verheiratet mit der Tochter (Elisabeth) des Königs von England, verschwägert mit den Oraniern, den Hannoveranern und den Landgrafen von Hessen, war nicht viel älter als sein Unterhändler.

Inzwischen war die Königswalzer der Pfälzer in Prag und der Kurfürst trat sein Amt als König Friedrich I. von Böhmen an. Es war ein kurzes Vergnügen. Die Geschichte kennt ihn als den "Winterkönig", weil seine Königsherrlichkeit in Böhmen nur einen Winter dauerte.

Anhalt wurde von den böhmischen Ständen zum Generalissimus gegen Österreich ernannt. Während seine Truppen zunächst in Österreich vorrückten, wurden die des Königs in der Schlacht "am Weißen Berge" vernichtend geschlagen. Nun wurden auch Anhalts Truppen, der kein Heerführer war, "gänzlich zertrennt". Der

Fürst und sein treuer Gefolgsmann mußten Hals über Kopf zu Pferde fliehen, obwohl Knesebeck zu dieser Zeit "schwer erkrankt" war. Sie kamen nach Breslau, von dort zum Fürsten von Brandenburg-Schwedt nach Küstrin und schließlich nach Berlin. Aber der Kurfürst von Brandenburg, der Vater des Großen Kurfürsten, wollte sich heraushalten. So reiste Knesebeck über Lübeck nach Schweden, um dort für Christian um Asyl zu bitten, den der Kaiser inzwischen in Acht und Bann getan hatte. Der König von Schweden hielt sich im Baltikum auf, und so reiste Knesebeck per Schiff nach Livland, wo er die Asylgenehmigung für Stockholm erhielt. Aber Christian wollte noch nicht aufgeben. Er schickte Knesebeck nach Ungarn und Siebenbürgen, um dort gegen Habsburg zu mobilisieren. Die Reisen gingen immer über Lübeck, wo Winkler nun ein wichtiger Ratsherr war. 1622 siedelten Christian und sein treuer Begleiter mit Genehmigung Christians IV. von Dänemark, der inzwischen den Oberbefehl der norddeutschen Reformierten hatte, nach Flensburg. Dann ging es noch einmal durch Dänemark zurück nach Stockholm. Hier faßte Anhalt, der seit 1618 von seiner Familie getrennt war, an der er sehr hing, den Entschluß, den Kaiser doch um Pardon zu bitten, damit er nach Bernburg heimkehren könne.

Nun schickte er Knesebeck nach Den Haag zu den Oraniern mit dem Auftrag, 1. bei seinem Schwager, der dort im Exil lebte, um Konsens für den Pardon-Antrag zu erbitten und 2. dessen ältesten Sohn, der im Ge-



folge des "Winterkönigs" lebte, herauszuholen. Beides gelang, obwohl Knesebeck und der Junge bei der Belagerung der holländischen Stadt Bergen op dem Zoom noch in große Bedrängnis gerieten. Er brachte den Jungen heil zu seiner Mutter und den Brüdern nach Bernburg und traf sich dann wieder mit seinem Fürsten in Flensburg. Dieser schickte ihn umgehend nach Venedig, um dort die Lage zu erkunden. Nach Schleswig-Holstein zurückgekehrt, schickt ihn der Fürst noch einmal nach Stockholm zum jungen König Gustaf Adolf, dann auf die gefährliche Reise an den Kaiser-Hof in Wien, um den Pardon einzuholen. Ferdinand II. empfängt ihn und gewährt ihm freies Geleit, besteht aber darauf, daß Christian in persona zu erscheinen habe. Also wieder zurück und mit dem Fürsten nach Wien, der Pardon erhält unter der Bedingung, künftig auf jede politische Betätigung zu verzichten. Nun ist auch Knesebeck frei.

Um diese Zeit stirbt sein Vater. Er kehrt als Kurfürstlich-Brandenburgischer Kriegskommissar und Landeshauptmann in die Heimat zurück. Jetzt mit 29 Jahren (1624) heiratet er. 1626 dringt der Krieg mit Tilly und Wallenstein gnadenlos nach Norden vor. Gerade die Altmark hat durch Kaiserliche und auch durch die Schweden schwer zu leiden. Knesebeck erlitt "viel Kreuz- und Ungemach". Erst 1640, als der junge 20-jährige Friedrich-Wilhelm (d. große Kurfürst) durch Bündnisse mit Franzosen und anderen aus dem Kriege ausschert, kommt Ruhe in das geplagte Land. Hempo von Knesebeck setzt alles an den Wiederaufbau und die Wie-

derbesiedlung seiner verwüsteten Dörfer und Städte. Er führt die erste sachgemäße Eindeichung der Elbe zwischen dem Magdeburgischen und Lauenburg durch. Friedrich Wilhelm will ihn - animiert durch seine Sympathie für die niederländischen und pfälzer Calvinisten - als federführenden Geheimrat (Kabinettschef) nach Berlin holen, aber Knesebeck verzichtet zu Gunsten seines ältesten kinderlosen Bruders Thomas, der bereits als Direktor des Hof-Kammergerichts (Justiz-Minister) in Cölln an der Spree lebt und Brandenburgischer Geheimrat ist.

Hempo hat aus 2 Ehen 9 Kinder und will sich wie Christian lieber diesen seinen Gütern und seiner engeren Heimat widmen.

d. f. graf von der schulenburg



Du müßtest mir noch dieses Formular unterschreiben, bittet Kai mich eines Abends, als er sich zur gewohnten Stunde in meiner Hamburger Wohnung einfindet.

Im ersten Moment konnte ich mir absolut keine Vorstellung machen, wozu Kai eine Unterschrift von mir benötigte.

Wir wohnten zu dieser Zeit in einer Wohnung, die sich jedoch nicht gerade mit einer Penthaus-Wohnung an der Alster vergleichen ließ. Die meisten Stunden des Tages verbrachten wir aber außerhalb dieser Wohnung, und so gab es kaum einen Grund, sich über mangelnde Besonnung zu ereifern.

Wenn die Musik uns morgens ankündigte, daß die Nacht-ruhe sich langsam dem Ende neigen würde, war es noch dunkel und erst auf dem Weg zur Arbeit begann das Tageslicht sich zu verbreiten. Unsere Arbeitsplätze befanden sich in verschiedenen Gegenden der Stadt, so daß sich Kais und mein Weg vor der Haustür trennten. Kai hatte einen Job bei einer Hamburger Zimmerei angenommen, wo man ihm die Aufgabe übertrug, Holzvertäfelungen an Balkone zu montieren. Mein Job war im Vergleich dazu weniger produktiv, denn das Gebäude, welches ich morgendlich aufsuchte, nannte sich Universität, zwar nur an einem kleinen Schild am Ein-

gang zu erkennen, aber dennoch bei den Besuchern in aller Munde. Mit "weniger produktiv" meine ich die nachweisbare Leistung, die ich gerne nach Verlassen dieser Gefilde gespürt hätte.

"Wozu benötigst du von mir eine Unterschrift? Ich soll dir wohl eine Fuhre Holz abkaufen oder hat man dich als Versicherungsvertreter geworben? Aber sicherlich wirst du mir verraten, wozu du diesen 'Wilhelm' benötigst."

"Weder sollst du dich mit Holz eindecken noch versichern. Ich hatte dir doch schon anfangs mal mein Wanderschaftsbuch gezeigt, das ich während der Zeit als Zimmermann auf Wanderschaft immer bei mir haben muß?"

"Ja, ich erinnere noch ganz dunkel, mal soetwas bei dir gesehen zu haben."

"Weil ich nun während der Arbeit in der Zimmerei nicht in der Herberge gewohnt habe, wie es sonst vielfach üblich ist, sondern du mein Herbergsvater bist, brauche ich von dir eine Bescheinigung, daß ich schuldenfrei dein Haus verlasse."

"Ja wenn es nur darum geht, dann brauche ich das Kleingedruckte wohl nicht erst zu lesen."

Kai war nur kurze Zeit in Hamburg, aber das brachte sein Entschluß, Zimmermann auf Wanderschaft zu werden, mit sich; denn die Gesetze der Zunft verlangen diese zeitliche Begrenzung, an einem Ort nicht länger als sechs Monate zu verweilen. Bevor Kai nach Hamburg kam, war er schon achtzehn Monate unterwegs gewesen



und währenddessen hatte er sich in der Welt umgesehen. Trotz großer Entfernungen hatten wir es immer geschafft, den Kontakt aufrecht zu erhalten, was für unsere Freundschaft von ungeheurer Wichtigkeit war, um uns nicht aus dem Auge zu verlieren. In Hamburg bot sich nach so langer Zeit die Möglichkeit, einige gemeinsame Aktivitäten zu entwickeln, auch wenn wir ganz verschiedenen Berufswegen nachgingen. Doch hatte unsere Freundschaft eine so lange Tradition, daß die Berufe nur eine sekundäre Rolle spielten, bzw. uns sogar die Möglichkeit boten, in die Welt des anderen zu schauen.

"In der Baubude habe ich heute einen neuen Namen bekommen, auf den du bestimmt nicht kommst."

"Na, was haben sich denn die Kollegen da einfallen lassen?"

"Milchbube - ganz schlicht und ergreifend."

"Also wie ich dich kenne, ist so eine Bezeichnung nur im Bereich der Ironie anzusiedeln."

"So wie du mich kennst, würde ich dir ganz und gar zustimmen, aber wir sehen uns doch mehr in den Abendstunden oder am Wochenende. Bei meinen Kollegen ist es aber üblich, die Bierflaschen schon zum Frühstück zu leeren und das nicht nur zu besonderen Anlässen, sondern mit einer Regelmäßigkeit, wie wir morgens kaffeetrinken. Da mir das Bier zu so früher Stunde überhaupt nicht schmeckt, trinke ich Milch oder Sprudel - und das ist mindestens genauso verrufen, wie für dich mit Schlips und Kragen in die Uni zu gehen. So wurde mir heute dieser Stempel aufgedrückt, den ich auch

nicht wieder loswerde. Aber das ist nur ein Punkt, in dem sich die Kollegen mir gegenüber sehr eigenartig verhalten. Es kommt noch eine andere Sache hinzu, die mir im Laufe der Wanderschaft immer deutlicher wird, je öfter ich bei neuen Firmen arbeite. Die Kollegen sind, so glaube ich jedenfalls, ein wenig eifersüchtig auf mich, weil ich mich auf die Wanderschaft begeben habe, was sie selbst auch gerne wollten, aber doch nie gemacht haben. So erwartet man von mir, daß ich durch meine Reiserei mehr Erfahrung im Umgang mit dem Handwerk habe, um das aber zu überspielen, fühlen sich die Kollegen veranlaßt, mir zu zeigen, daß sie auch etwas können, obwohl sie nicht auf der Walz waren. Dadurch ist es nicht immer einfach, ein gutes kollegiales Verhältnis aufzubauen, was das Arbeiten wesentlich angenehmer gestalten würde.

Da ich Kai schon seit unserer gemeinsamen Schulzeit in Flensburg kannte, konnte ich mir eine Vorstellung davon machen, wie es dem "Neuling" auf der Baustelle ergeht, wenn er sich nicht den Gewohnheiten dort anpaßt.

Diese Verhaltensregeln gibt es nicht nur im Bauwagen, denn an der Universität gibt es ähnliche Verhaltensmuster, denen du dich fügen mußt. So sehr viel anders ergeht es mir an der Uni auch nicht. Es scheint doch allgemein üblich zu sein, daß einer oder mehrere diesen Stempel aufgedrückt bekommen. Watt mutt, datt mutt.

Beide fühlten wir uns in diese Außenseiterrolle gedrängt, was aber den Vorteil mit sich brachte, genü-

gend Gesprächsstoff zur Verfügung zu haben. So diente uns sehr oft die Küche dazu, unsere "Sitzungen" abzuhalten. Unbeachtet jeglicher Vorurteile, die uns am Arbeitsplatz prägten, konnten wir unsere Erfahrungen austauschen. Nur zu gerne hätten wir den Versuch gestartet, in die Rolle des anderen zu schlüpfen, um seine Welt noch besser entdecken zu können: leider genügt es dazu aber nicht, sich lediglich der Kleidung des anderen zu bedienen, sonst wäre Kai nämlich am Morgen in die Uni gegangen und ich zur Baustelle. Wir mußten uns also mit den "Geschichten" zufrieden geben, die wir berichten konnten.

"Ich glaube aber, daß die Regeln an der Uni nicht so sehr streng gehandhabt werden, oder hat dich der Professor schon mal geprügelt, weil ein Knopf an deiner Jacke fehlte?"

"Bitte? ... ein Knopf an der Jacke fehlte? Wovon redest du?"

"Du kannst dich doch noch bestimmt daran erinnern, daß ich dich mal nach einem Knopf gefragt hatte?"

"Ja, ja, das war mir damals schon sehr rätselhaft, weil ich gar nicht wußte, daß du auf diese Äußerlichkeiten so viel Wert legst."

"Nicht ich, sondern die Zunft. Es ist unter Zimmerleuten üblich, sich am ersten Mai zur Demonstration zusammenzufinden. Da ich eben auch in der Firma mit dazugehöre, wollte man mich auf der Demonstration sehen. Als ich am Morgen des berüchtigten Tages mir meine Jacke nahm, sah ich zu meinem Erschrecken, daß



ein Knopf fehlte. Ich stand vor der Alternative, ohne den Jackenknopf an der Kluft dort zu erscheinen, das hätte eine Geldstrafe bedeutet, oder ganz der Demonstration fernzubleiben, das hätte ebenfalls geheißen, eine Geldstrafe aufgebrummt zu bekommen. Ich bin dann zu Hause geblieben und mußte mich auf dem Handwerksaal einem Verhör mit anschließender Geldstrafe stellen.

"Was mir bei 'Knopf an der Jacke' einfällt, wie reagieren die Hanseaten eigentlich auf deine 'Verkleidung'?"

"Da sind die Hanseaten nicht anders als Schwaben oder Amerikaner. Mit der Zeit muß ich mich einfach daran gewöhnen, daß nicht nur kleine Kinder mit dem Finger auf mich zeigen und sagen: "Sieh mal da, der 'Schwarze Mann', sondern auch Erwachsene bleiben lange stehen, um mir nachzuschauen. Wenn ich selbst nicht in guter Stimmung bin, dann stört mich so ein Verhalten ungemain, aber sonst kann ich das ignorieren. Zu Beginn der Wanderschaft war es schon ein Erlebnis, öfter im Mittelpunkt zu stehen, so wenn ich eine Gaststätte betrat, oder in einen Laden ging, aber das ist lange vorbei.

Die gemeinsame Zeit in Hamburg beendeten Kai und ich mit einer Fete, die wir mit folgender Aufgabe an die Gäste gaben: Jeder möge zu dieser Festlichkeit deutlich als Wandersmann erkennbar erscheinen. Sehr überrascht waren wir über den Einfallsreichtum unserer Gäste, die keine Mühe gescheut hatten, sich als Wandersmann (und

diese Interpretation wurde sehr weit gefaßt) zu ver-  
kleiden.

harry greve

eine wanderung durch die griechische gedankenwelt

reflexionen am neujahrmorgen 1982

Nebel verhüllt das nahe Feld,  
Zukunftsferne den Blick verstellt,  
hoch gestelzter Menschenbau  
geistert wesenlos im Grau.

Abfall west auf Flur und Straßen  
der babylonisch wüsten Nacht.  
Wirre, die das Maß vergaßen,  
ruh'n im Verließ der gold'nen Pracht.

Die Luft, verschwefelt, steht gebannt  
die Taube gurrts ins Niemandsland;  
der Schuh versinkt im nassen Schnee,  
den frisch gespurt ein selt'nes Reh.

Ein Einzelgänger stapft vorbei,  
erstaunt ob ich's denn wirklich sei.  
Wir wünschen uns ein gutes Jahr  
und Frieden auf Erden: nicht atomar.

War es nicht den Menschen guten Willens verheißen  
worden? Galt eine jener Seligpreisungen am Beginn  
der Bergpredigt nicht den Friedensstiftern? Gilt  
nicht alle Hoffnung, die Sehnsucht ungezählter, angst-  
gequälter, unerlöster Millionen jenem Frieden, der  
Glück und Gedeihen gewährt? Leben wir nicht in Frie-  
den? Dank des atomaren Gleichgewichts? Ist das der

Friede, der alle Menschen brüderlich vereint oder die todaufhäufende Ruhe vor dem Sturm, der das Ende aller Tage bringen würde? Verdanken wir die erstaunlich lange Friedenszeit oder besser das lauernde Stillhalten der Vernichtungswaffen nicht dem unerhörten Abwurf zweier Atombomben, die Tausende unschuldiger Menschen in Sekunden verglühen ließen? Hängt nicht seitdem das Damoklesschwert in Gestalt von Atomraketen über uns allen, uns allen tausendfachen Tod zu bringen?

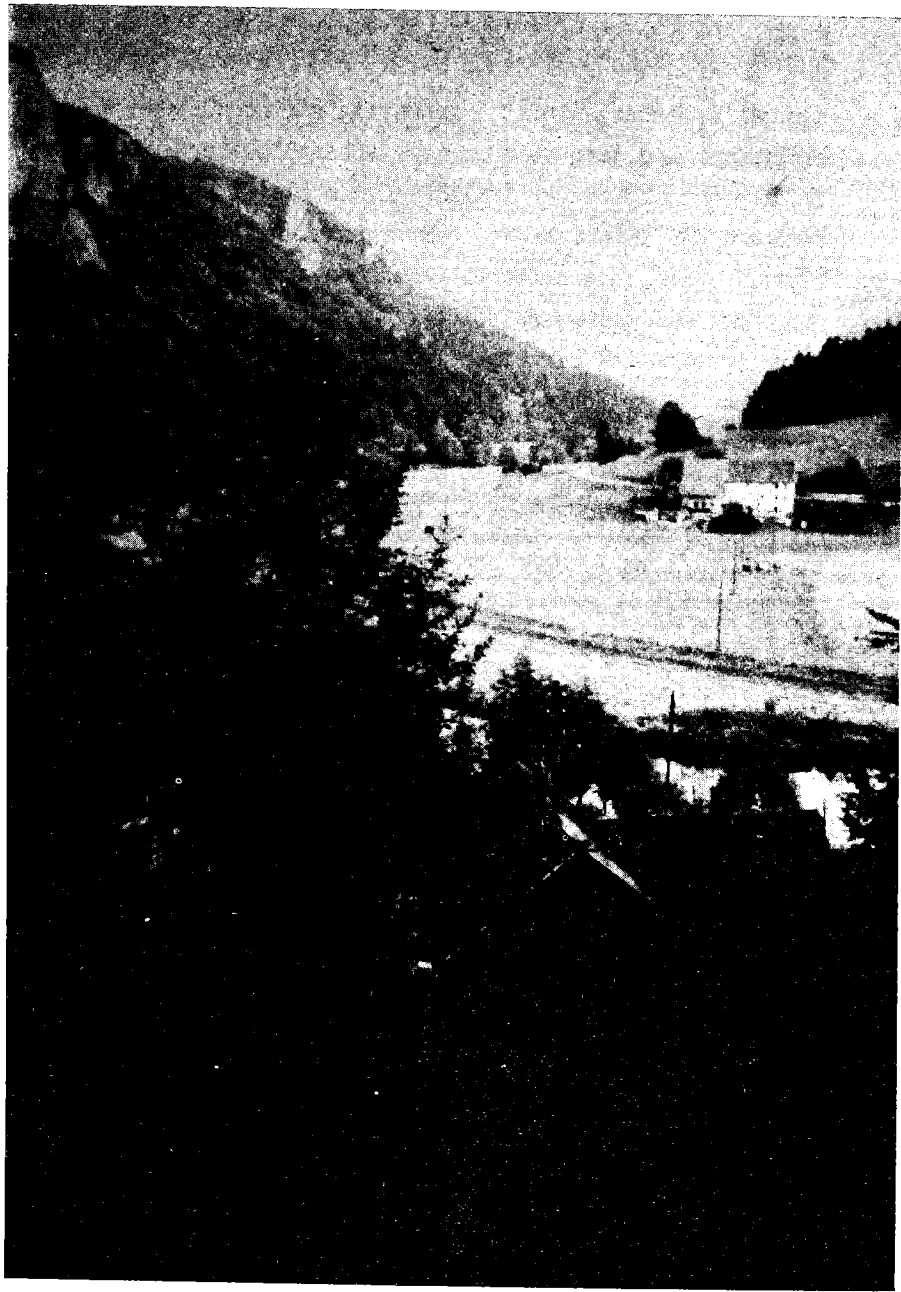
"Der Kampf ist der Vater aller Dinge," orakelte einst Heraklit und behielt auf beklemmende Weise recht: Ohne die ständige Herausforderung zum Kampf um Selbstbehauptung im Ziehen wechselnder, aber erfolgreich täuschender Ideologien hätten wir, die "zivilisierte" Menschheit, es nie so herrlich weit gebracht, hätte menschlicher Erfindergeist, vom Funken des Prometheus geweckt, nie solche Triumphe feiern können, nie die Welt, unsere Welt, bis zur Unkenntlichkeit verändern können. Vom Faustkeil bis zur Interkontinentalrakete mit millionenfacher Vernichtungskraft führt der Aufstieg des Menschen, aus der verqualmten Steinzeithöhle in Betonhochhauswüsten, aus dumpfer Dämonenangst in die Verdammnis zur absoluten Freiheit in einer gottlosen, vom Lebensgrund abgekoppelten, steuerlos ins Nichts stürzenden Welt.

"Alles ist voll von Göttern," erklärte Thales von Milet am Ende des mythischen Weltzeitalters. "Am

Anfang schuf Gott Himmel und Erde," der Mensch, nach dem Zeugnis derselben Bibel von Gott zu seinem Ebenbilde geschaffen und zu seinem stellvertretenden Wähler der Welt eingesetzt, ist zum Verwüster und Vernichter der Erde geworden. Und das alles nur, weil er das Verbot eines autoritären und wohl auch neidischen Gottes aus unbezähmbarer Wißbegier mißachtete? War die ganze Entwicklung der Weltgeschichte ein unausweichliches Verhängnis? Ist die "Ersünde" zum schauerlichen Menetekel geworden? Ist der Weg des denkenden, immer weiter fragenden und verändernden Menschen ein auswegloser Prozeß von immanenter Logik? Endet er mit furchtbarer Eigengesetzlichkeit gegen alle Vernunft in der Katastrophe?

"Der Mensch ist ein denkendes Lebewesen," sprachbegabt und vernunftfähig, dazu bestimmt, sich selbst zu erkennen und zu vollenden.

So rufen uns über die Gräben der Zeit die griechischen Weisen zu, Dichter und Philosophen variieren dieses Thema, von Thales bis zu den späten Stoikern und Jüngern Epikurs einander die Fackel des Logos weiterreichend und mit ihr den unzerstörbaren Glauben an die befreiende Kraft vernunftgeleiteten Handelns, an die Fähigkeit des Menschen, seine Möglichkeiten wahrzunehmen und seine (göttliche) Bestimmung zu verwirklichen. Ein ergreifendes, erschütterndes und dennoch erhebendes Schauspiel: Ein Versuch nach dem andern, das verborgene Bild des Menschen zur Wahrheit zu bringen, - das griechische Wort Aletheia be-



deutet "Unverborgenheit" - großartig gelingende Gestaltungen und immer wieder tragisches Scheitern im Ringen um Selbstverwirklichung, im zielstrebigem Bemühen, die Wirklichkeit, das eigentliche Sein zu begreifen und in greifbaren Gestalten zu formen. Sisyphus, der seinen Felsblock immer aufs Neue den Berg der Wirklichkeit emporstemmt und trotz neuerfahrener Vergeblichkeit nicht den Mut verliert, - Sokrates, der, obwohl die Suche nach haltbarem Wissen und letzter Gewißheit im gemeinsamen Dialog nach den Regeln eines am Leitfaden der Begriffe sich selbst vergewissernden Denkens immer wieder in der Aporie des Nichtwissens endet, d. h. in der Faustischen Erkenntnis, daß wir nichts wissen und nichts wissen können. Sokrates also, der dennoch unermüdlich die Suche von vorne beginnt, der, obwohl er keine logische Gewißheit erlangt hat, dennoch den Schierlingsbecher leert, in der unzerstörbaren Gewißheit, daß der Tod seiner "Seele", d. h. seinem transzendenten Ich nichts anhaben kann.

"Wer immer strebend sich bemüht,  
den können wir erlösen"

versichert noch der greise Goethe am Ende seiner Faustdichtung. "Ein jeder sei auf seine Weise ein Grieche, aber er sei es!" fordert er auch uns auf. Was heißt "ein Grieche sein"? Sicher nicht bloße perspektivlose Nachahmung der "alten Griechen". Goethe hat ja die Wiedergeburt des "Menschen" im Auge, - nichts anderes meinte die Renaissance unter

wechselnden Gestalten; "Griechen sein" heißt Weltoffenheit, universale Neugier, die abenteuerliche Seefahrt über den gefährlichen Ocean Lebens sehenden Auges zu bestehen, ohne den Mut zum Sein und damit sich selbst, sein Selbst zu verlieren, wie Odysseus, das Urbild des Weltfahrers, der durch alle Fährnisse hindurch immer wieder sein Leben aufs Spiel setzt, aber nie aufgibt, der sein Selbst vorübergehend verlieren kann, oder schließlich wiedergewinnt und heimkehrt: aus der Entfremdung zum wahren Sein, aus der Fremde in die Heimat, geleitet von dem bestirnten Himmel über sich und dem Selbstbewußtsein in sich.

"Erkenne dich selbst!" mahnt der delphische Gott. "Werde, der du (eigentlich) bist, indem du lernst, wer du bist (durch Selbsterfahrung)", ruft uns ganz im Sinne jenes Urwortes der Dichter Pindar ins Gewissen.

Ich bin also, wenn ich in diese Welt geworfen werde, nicht von Anfang an der, der ich sein soll; ich bin einer, der erst werden soll, der erst zu sich selbst kommen soll, sich selbst erst entwerfen und bilden soll.

Griechisches Denken ist existenzielles Denken, vom Menschen durch die Welt zum Menschen, ein ständiges konzentrisches Kreisen um diese Mitte.

Der Mensch ist und bleibt - auch im Zeitalter der Relativitätstheorie - Mittelpunkt all unseres Dichtens und Trachtens, aller verändernden Theorie und Praxis, mag uns auch die nackte Absurdität einer



sinnlosen Welt anstarren. Mag unsere Existenz ein verschwindender Augenblick zwischen leeren Unendlichkeiten sein: Maß aller Dinge und Ziel aller Mühen ist der Mensch. Dieser homomensura-Satz des Protagoras mit seinen ungeheuerlichen Konsequenzen und immer noch unausgeschöpften Möglichkeiten behält gerade im Zeitalter der Computer seine Aktualität. Der Grieche meinte: Maß aller Dinge ist der Mensch und nicht Gott oder die Götter. Damit war die Idee des autonomen Individuums geboren, eine ungeahnte Revolution in Gang gesetzt, die uns heute zu überrollen droht, wenn wir nicht die andere, bisher verborgene Seite des Satzes erkennen und ergreifen: Maß aller Dinge ist der Mensch und nicht der Computer, nicht der Apparat, die Maschine, ein System, eine Ideologie, eine brave new world! Protagoras fährt nämlich fort: "Ein Mensch aber, das bin ich und das bist du." Das bedeutet, nicht die Menschheit oder ein Kollektiv ist das Maß, sondern jeder einzelne Mensch trägt sein Maß in sich selbst, ist ein unverwechselbares Individuum, dessen unantastbare Würde in seiner Freiheit gründet, sich selbst zu wählen und er selbst sein zu dürfen. Das ist die heutige Perspektive jenes allen griechischen Grundsatzes, den wir, wie alles, was die Griechen als erste radikale Forderung kühn gedacht haben, im Lichte oder richtiger: im Schatten unserer gegenwärtigen Weltverhältnisse oder richtiger: Weltunverhältnisse neu bedenken und durchdenken müssen, wenn wir wieder zum Menschen zurückfinden wollen.

"Werde, der du bist!"

Das setzt voraus, 1. daß ich noch nicht wirklich bin, sondern mir selbst noch fremd oder, was schlimmer, nur selbst abhanden gekommen im Bann der enteignenden entselbstenden Mechanismen und Automatismen unseres selbstgeschaffenen Gefängnisses, und 2. daß ich die Fähigkeit besitze, auch tatsächlich ich selbst zu werden, sofern und indem ich begreife, also meine Vernunft gebrauche.

Unsere Unmündigkeit ist erschreckend, der Prozeß der tatsächlichen Entmündigung trotz aller Lippenbekenntnisse zum "mündigen Bürger" nahezu total wie nie zuvor denkbar oder technisch möglich. Darin bekommt jenes griechische Gebot: "ein Mensch bist du! nun sei es, und vergiß es nie!" einen universalen Charakter von unerhörten Dimensionen. Es wächst über jeden einzelnen hinaus und wird zur Lebensfrage. "Jeder sei auf seine Weise ein Mensch aber er sei es!", variieren wir das oben zitierte Goethewort und fügen mit Kant gut griechisch hinzu: "du kannst, denn du sollst!"

Um dich herum siehst du die Massen ermatten, angstbesessen, ohne Hoffnung in sich zusammengekrümmt, Schatten ihrer selbst, Zerrbilder des "Ebenbildes", Gefangene alle, sei es ihrer Triebe, sei es ihrer Selbsttäuschungen, Getriebene, auf der Flucht vor der "Realität", vor sich selbst, vor dem lebensgefährlichen Leben.

Ja, es ist wahr: alles Leben ist zum Tode bestimmt, der Tod spricht das letzte Wort, umschließt unser punktuelltes Leben. Wir wollen leben, nichts als leben,

klammern uns ans Leben wie Ertrinkende an die Planke eines sinkenden Schiffes, reißen sie an uns in wilder Gier, mag unsere Zeit noch so knapp bemessen sein. Und es bleibt wahr: wie es auch sei, das Leben, es ist schön. Vielmehr: es kann immer noch in und wegen all seiner Widersprüchlichkeit so wunderbar sein, wenn einer es nur in seiner tief verwundbaren Wunderbarkeit wahrnimmt und wirklich wagt: Leben war und bleibt ein Wagnis.

Griechen sein heißt: das Wagnis des Lebens immer neu wagen, es dem Tode zu entreißen, denn alles ungelebte "Leben" ist unerfüllte Möglichkeit und verfällt dem Tode. Das Wort des Horaz: "carpe diem!" zielt auf erfülltes Leben, wie Sokrates und Epikur. Wann also lebe ich? Wenn ich ganz ich selbst werde.

Dazu gehört für den Griechen das Denken, das freilich keine oberflächliche intellektuelle Tätigkeit ist, sondern den ganzen Menschen durchdringendes und umfassendes, existenzbegründendes Denken.

"Ein Leben ohne Selbstprüfung (Selbsterforschung) ist nicht lebenswert für den Menschen" bekennt Sokrates. "Ich habe mich selbst erforscht," versichert schon Heraklit und hat dabei die Weltwirklichkeit erfahren, die Einheit der Gegensätze, das Sein im Werden, die transzendente Identität meiner Vernunft mit der Weltvernunft, von Mikrokosmos und Makrokosmos. Das also ist es: Nicht einfach verloren im Absurden, sondern im unscheinbaren Kleinen das große Ganze; der kleine, zerbrechliche Einzelmensch, Abbild des Kosmos im ver-

gänglichen Leibe eine Seele, eine geistige Energie, eine Monade, wie Leibnitz sagen würde, ein Blatt am Baum des Lebens, der immer neue Blätter treibt. "Wie die Blätter des Waldes, so sind die Geschlechter der Menschen ..." sang schon Homer mit dem griechischen Sinn, der das Vergängliche als Gleichnis des Unvergänglichen begreift, im Zeitlichen das Ewige erkennt, in den Abbildern der wechselnden Erscheinungen die ewigen Urbilder des Seienden und den unaufhörlichen Wechsel der Gestalten als Umgestaltung und Neugestaltung erfuhr, alles Geschehen als kosmisches Kreisen, als Variationen eines gleichbleibenden Weltenthemas als Metamorphosen immer neu in die Wirklichkeit drängender Grundgestalten.

Alle Neurosen und Psychosen unseres unseligen Jahrhunderts beruhen auf einem ungeheuren Mißverständnis, einem grundverkehrten Verhältnis zu den Existentialien Leben und Tod.

Millionen Menschen sind dem Wahn verfallen, diese unsere kümmerliche empirisch erfaßbare Welt, eben nur der Wissenschaft zugängliche Welt sei real, nur dieses Leben sei uns gegeben, davor nichts und danach nichts, hinter dem Spiegelsaal, dem Selbstbespiegelungssaal, unserer selbstgemachten Welt nur Leere und Nichts. - Die armen Irren, Verlorenen, im "Leben" schon Gestorbenen!

"Grieche sein" heißt: aus der Erfahrung der Transzendenz leben, sein ewiges Selbst im zeitlichen Dasein verwirklichen, auch gegen den Augenschein, durch den

Sinnenschleier hindurch auf das Ewige zu vertrauen, wissen, daß alles Leben nur "Vorbereitung" ist auf den Tod, der aber nicht endet, sondern Anfang des wahren Lebens ist, nämlich der Seele, die während des irdischen "Lebens" im Körper eingekerkert ist wie in einem Gefängnis und sich nach ihrem ewigen Ursprung sehnt. Woher sonst die tiefe Erlösungssehnsucht der Menschen, ob Christen oder Atheisten? Sokrates starb in der unzerstörbaren Hoffnung, in das wahre Leben einzutreten; Christen, die ihres Namens würdig sind, leben, wie der griechische Philosoph, befreit vom entselbstenden Druck einer vergehenden "Realität" in der freudigen Hoffnung auf das "ewige Leben".

Ist das "escapism" (Weltflucht)?

Leben heißt: Im Angesicht des Todes existieren. Philosophieren heißt sterben lernen, das heißt den Tod ernstnehmen, das heißt das Leben ernstnehmen. Erst wer die Einheit von Tod und Leben als Thema und Kontrapunkt einer Fuge begreift, lebt wirklich, kann wirklich leben, lebt wesentlich und erfährt die tiefe Freude, das tiefe Ja zum Leben. "Lerne dich freuen!" mahnte der Stoiker Seneca, weil er wußte: Die wahre Freude ist eine ernsthafte Sache. Gerade darum sang Walther von der Vogelweide:

"Niemand taugt ohne Freude."

Diese tiefe, den ganzen Menschen erfüllende, erwärmende und erhebende Freude ist es, die schon bei Homer Inbegriff der Eudämonia ist, der Glückseligkeit (die das Gegenteil ist unseres materiellen Glücks-

strebens), die die ganze Philosophie Epikurs am Ende des klassischen Griechentums durchstrahlt wie die Abendsonne.

Die Hedone ist ja nicht moderne Lustgewinnerei, moderne Sichtigkeit nach "Bedürfnisbefriedigung", sondern eben jene tiefe Freude, die aus nüchternem Denken erwächst, aus der Einsicht in die Schädlichkeit aller künstlichen, über das natürliche Maß hinausgehender Bedürfnisse, die unser Selbst ersticken statt zu nähren.

Wir gleichen dem Midas, jenem mythischen König, der einst in seiner Torheit gewünscht hatte, alles was er berühre, solle sich in Gold verwandeln, was ihm auch gewährt wurde und sich als Fluch erwies. Der Gott war gnädig genug, diesen Fluch wieder von ihm zu nehmen. Wird auch uns ein Gott sich gnädig erweisen?

Aber wir wollen ja keinen haben.

Wir gleichen dem Zauberlehrling, der die Geister, die er voreilig, vom Machttrieb besessen, gerufen hatte und erst wieder los wurde, als der alte Meister heimgekehrt und das Zauberwort gesprochen: Wer aber ist unser alter Meister? Wir wollen ja keinen haben.

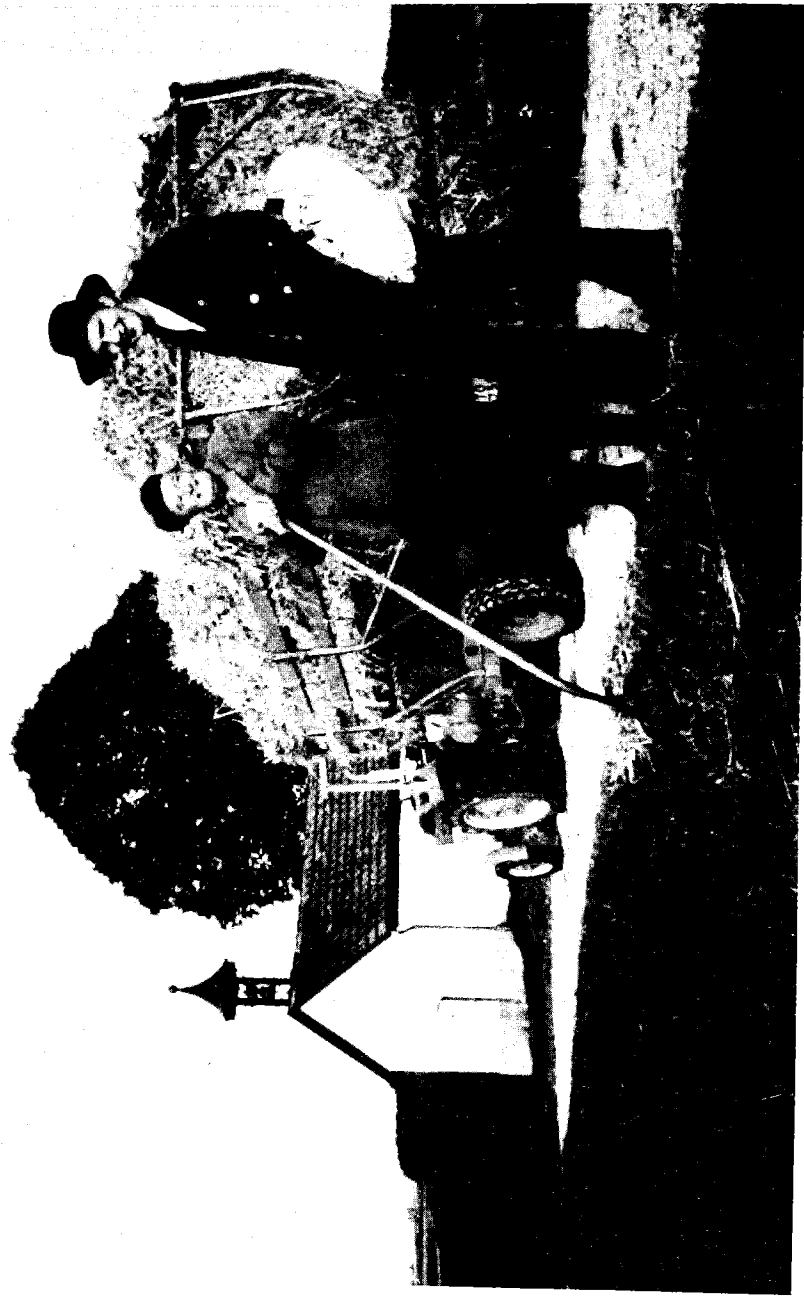
Ist also unsere Situation ausweglos?

"Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch," spricht seherisch der Dichter Hölderlin.

Machen wir die Augen auf, die des Geistes und des Herzens: Sehen wir mit geschärftem Blick auf den Logos der Griechen und prüfen ihn auf seine rettende Kraft! Damit wir wieder erleben,

"wie wunderbar der Mensch ist -  
ist er wirklich Mensch" (Menander).  
Ich blickte auf und war - bei mir - zu Hause.

wolfgang plenio





## warum heute noch zünftig wandern?



Der wandernde Zimmermann ist anders als die andern, zumindest äußerlich in seiner schwarzen Kluft, oder ist er nur anders in seiner Erwartungshaltung zum Leben als wir anderen? Ist es der verführerische Reiz des Ausbre-

chens, eine Flucht, die Angst vor unserer normierten, verwalteten Umgebung, oder liegt ihm nur die handwerkliche Vervollkommnung am Herzen? Treibt ihn die Sucht nach dem Genuß des Augenblicks oder nach mehr Menschlichkeit "3 Jahre und 1 Tag" von Ort zu Ort, von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle, oder sind wir nicht alle zu einer ständigen Suche verdammt?

Fragen über Fragen, die sich mir stellten, als ich in den letzten Jahren mehr und mehr zünftig wandernde Gesellen kennenlernte.

Doch ich glaube, daß es für jeden einzelnen dieser Zimmerleute eine sinnlich-produktive Wanderschaft mit einer Perspektive für die Formung der eigenen Persönlichkeit sein kann, und somit ist sie notwendiger denn je.

Die Möglichkeit, während der Wanderschaft eine Festigung des eigenen Ich zu erlangen, um den Widrigkeiten, den zerstörerischen Kräften, den sich so oft überschlagenden Ereignissen unserer Zeit stabiler ge-



genüberstehen und auf individuelle Weise Paroli bieten zu können, ist gegeben.

Somit sind diese Zimmerleute für mich die Kün-  
der eines Freizeitswillen, unangepaßt, mit einer Portion  
Mut zum Leben!

Sie haben ihre Variante des alternativen, nämlich  
produktiven Aussteigers gefunden. Sie sehen sich  
ständig in neuen Situationen und müssen sich somit  
auch immer wieder selbst in Frage stellen. Innere  
Spannungszustände, vor allem Heimweh und Liebeskummer  
- wie oft muß der Wandernde ein just lieb gewonnenes  
Mädchen nach kurzer Zeit verlassen - sind keinem Zim-  
mermann "auf der Walz" fremd. Bei den Zünften, die  
heute wie vor vielen Jahrhunderten die Wanderschaft  
ermöglichen bzw. sehr erleichtern, ist es nichts  
Neues, sondern eine lang hergebrachte Tradition, we-  
nigstens zeitweise in der Natur zu leben.

Gerade dieser Hang der Zimmermannszunft zur eigenen  
Tradition hat sie bis heute trotz aller Schwierigkei-  
ten überleben lassen, und dennoch muß sie sich heut-  
zutage neuen Fragen stellen, ob alle Regeln und Ge-  
setze noch ebenso notwendig und sinnvoll sind wie  
früher.

Die Spaltung der Zunft in den 20er Jahren dieses  
Jahrhunderts in vier Fraktionen (Schächte), wobei die  
Abspaltung der Rolandsbrüder mit ihrem roten Schlips  
unter der "Ehrbarkeit" politisch motiviert war, wurde  
einige Jahrhunderte später überwunden. Zusammen mit  
den anderen drei Schächten, den Freien Voigtländern,

den Freiheitsbrüdern und den Rechtschaffenen Fremden fand man wieder eine gemeinsame Plattform, nachdem gerade in der Anfangsphase der Spaltung einzelne Wandergesellen, die unterschiedlichen Schächten angehörten, harte Auseinandersetzungen bzw. Prügeleien gehabt hatten.

Die Wiedervereinigung der Schächte hat zwei wesentliche Gründe: 1. Es zeigte sich, daß man nur gemeinsam die Herbergen offenhalten konnte. 2. Die Nachwuchssorgen in den 60er und 70er Jahren dieses Jahrhunderts konnten nur so bewältigt werden.

Diese zunftgeschichtlichen Aspekte sollten die älteren wieder seßhaft gewordenen Gesellen bei ihren wöchentlichen Zusammenkünften auf dem Handwerkssaal in den einzelnen Herbergen nicht aus dem Gedächtnis streichen, wenn sie die Frage diskutieren, warum sich Anfang '82 neben den vier gemeinsamen Schächten der Zunft ein Grüner Schacht gebildet hat, der mit Anlehnung an die politische Bewegung einen grünen Schlips trägt und unzeitgemäße Zöpfe der Zunft nicht befolgen will. Wobei der neue Grüne Schacht, der als erster Frauen mit Gesellenbrief aufgenommen hat, nicht vergessen sollte, daß der einzelne, der sich entschließt, auf die Wanderschaft zu gehen, nur erfolgreich seine drei Jahre beenden kann, wenn er sich vor dem Hintergrund der Zunfttradition bewegt.

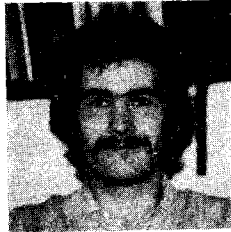
Jeder wandernde Geselle könnte für viele stehen, die es sich bisher nur erträumen, und ein Traum war auch bei ihm: der Anfang.

yogi reppmann

die autoren:

dietrich eicke

geboren 1954 in der Hansestadt Lübeck. Nach dem Abitur zwei Jahre bei der Bundeswehr, die er als Leutnant verläßt. Nach zahlreichen Aufenthalten in England nimmt er 1976 das Studium der Anglistik und Geschichte in Kiel auf. Zusammen mit Yogi Reppmann widmet er sich der Erforschung der Beziehungen zwischen Schleswig-Holstein und den USA. Eine 4-monatige Forschungsreise durch den mittleren Westen Nordamerikas führt zur Veröffentlichung "Schleswig-holsteinische Städtenamen im Mittleren Westen der USA". Gemeinsam arbeiten sie nebenberuflich für norddeutsche Zeitungen sowie für den Deutschlandfunk und den NDR.



wolfram eicke

geboren 1955 in der Hansestadt Lübeck. Nach dem Abitur Volontariat bei einer norddeutschen Tageszeitung, anschließend 3 Jahre bei der BBC in London. Seit 1981 ist er wieder in Deutschland als freier Mitarbeiter für verschiedene Rundfunkanstalten tätig.

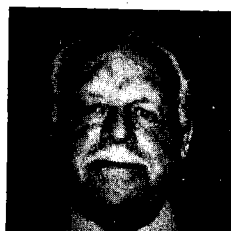
yogi reppmann

geboren 1957 in Flensburg. Bis zum Abitur ausgedehnte Reisen durch Ost- und Westeuropa. Zusammen mit Thies Matzen durchquert er die USA und nimmt anschließend das Studium der Anglistik, Geschichte und Philosophie in Kiel auf. Nach seiner Forschungsreise in die USA mit D. Eicke rege Vortragstätigkeit an Volkshochschulen in Schleswig-Holstein. Im Jahre 1979 begleitet er seinen Freund Kai-Uwe, einen Zimmermann auf Wanderschaft, durch Australien, Neuseeland, Polynesien, Japan, die Sowjetunion und Polen.



detlef friedrich graf von der schulenburg

geboren 1910 in Großendorf/Stolpe, verbrachte seine Kindheit auf einem Gut in Pommern. 1929 Abitur in Berlin, nimmt dort das Studium in Jura, Volkswirtschaft und Zeitungswissenschaft auf. Ab 1933 in Berlin als Korrespondent für amerikanische, französische und englische Zeitungen. Während des Krieges Teilnahme am Rußlandfeldzug und gerät in Gefangenschaft. Gelangt 1949 wieder nach Deutschland und nimmt für die dpa Dienst als Korrespondent in USA auf. Kehrt 1951 nach Deutschland zurück und beginnt als Journalist für den "Spiegel", den "Stern" und "Die Welt" zu arbeiten. Die 1955 einsetzende Erblindung zwingt ihn zum Berufswechsel, und er leitet bis 1975 die Verwaltung der Sicherheitsabteilung einer großen Hamburger Werft. Seitdem ist er im Ruhestand.





ein junger verlag stellt sich vor

Anders als Großverlage wollen wir ein kleiner Verlag bleiben, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, wenige hübsche Büchlein herauszugeben. Wir möchten auch gerne den Kontakt zu Ihnen, lieber Leser, aufrechterhalten und bitten Sie daher um Kritik und Anregungen. Sie werden deshalb auch in unregelmäßigen Abständen über Neuerscheinungen oder über uns selbst informiert werden.

zur zeit vorliegende bücher:

wolfram eicke : "Wenn das Chamäleon rot wird, wer glaubt ihm, daß es sich schämt."  
Gedichte, Märchen und Erzählungen  
(ca. DM 9,80)

ISBN

3-923449-01-1

in der planung:

harry greve (hg) : Buddhismus, Islam und Christentum  
- persönliche Beiträge zum  
Glauben heute



dietrich eicke

yogi reppmann (hg): Die Zunft und Wanderschaft heute.

Ein Bildband

Ihr Chamäleon Verlag

Prof. Mensingstr. 14

2390 Flensburg

Es ist wirklich sehr erfreulich, wie es den Autoren dieses Buches gelungen ist, als Außenstehende einer breiten Leserschaft die Erlebnisse zünftig wandernder Zimmerergesellen hautnah zu vermitteln und gleichzeitig allgemeine Regeln der Zunft anschaulich in die Geschichten einzubetten.

Hans Lau  
Vorsitzender des Vereins zur Wahrung  
der Zunftgebräuche

ISBN

3-923449-00-3



13.80